

VEREIN AKTIVES MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin

Mitgliederrundbrief Nr. 56

Dezember 2006



Foto Martin Schönfeld

Hitlers Globus aus der Reichskanzlei ?

Rätselraten im DHM

Bilder und Zeugnisse aus 12 Jahren

Geschäfts- und Dokumentationsstelle: Stauffenbergstr. 13-14, 10785 Berlin, Tel.:
030/263989039, Fax: 030/263989060

<http://www.aktives-museum.de>; e-mail: info@aktives-museum.de

Konto 610012282 bei der Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00

INHALTSVERZEICHNIS

André Schmitz:	Rede zur Eröffnung der Ausstellung "Vor die Tür gesetzt" am 8.6.2006	S. 4
	Rezensionen und Reaktionen zur Ausstellung und zum Denk-Buch "Vor die Tür gesetzt"	S. 8
Christine Glauning:	Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneeweide	S. 12
Martin Schönfeld :	Impressionen des Nationalsozialismus im Deutschen Historischen Museum	S. 16
Martin Schönfeld:	Geschichtsort Olympiagelände	S. 28
Christiane Hoss:	Gedenkorte im Südwesten Frankreichs	S. 31
Sabine Büchau:	In den Fußstapfen von Lisa und Hans Fittko durch die Pyrenäen	S. 38
Martin Schönfeld:	"Meine erste Heimatstadt" – Rezension Sonja Mühlberger	S. 44
Christiane Hoss:	... immer etwas abseits – Rezension Werner T. Angress	S. 46
Martin Schönfeld:	Eine Gedenktafel für Agnes Wendland	S. 48
Heinz Weiß:	Zur Erinnerung an Rita Meyhöfer	S. 50
Heinrich-Wilhelm Woermann / Andrea Theissen:	Zur Erinnerung an Claus-Dieter Sprink	S. 52
Martin Schönfeld:	Ein sachlicher Blick – Rezension Jürgen Henschel	S. 54
	Ausstellungsbroschüre Der zweite Sonntag im September	S. 56
	Ein Kalender für 2007: Jüdische Künstler in Pankow	S. 56
	Stefanie Endlich – Wege zur Erinnerung	S. 57
Martin Schönfeld	Schlimmer als erwartet: Der Bebelplatz	S. 58
	Ausstellungsankündigung: <i>Wir waren Nachbarn</i> – 109 Biografien jüdischer Zeitzeugen	S. 59

Redaktion: Martin Schönfeld

Liebe Mitglieder, liebe Freundinnen und Freunde

Aus den schiefen Stühlen unserer erstmals im Herbst 2005 im Berliner Rathaus gezeigten Ausstellung "Vor die Tür gesetzt – Im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder 1933-1945" sind mittlerweile wandernde Stühle geworden. Im Sommer 2006 unternahmen sie einen Ausflug ins Berliner Abgeordnetenhaus, wo unsere Ausstellung erneut erfolgreich präsentiert wurde. Die Eröffnung der Ausstellung nahmen der Abgeordnetenhauspräsident Walter Momper, die Vorsitzende des Vereins Aktives Museum, Christine Fischer-Defoy, und der damalige Chef der Senatskanzlei André Schmitz vor. Mittlerweile nimmt er das Amt des Staatssekretärs für Kultur in Berlin ein, und wir hoffen, dass er weiterhin die Projekte des Aktiven Museums so engagiert fördert, wie er das mit unserer Ausstellung "Vor die Tür gesetzt" als Chef der Senatskanzlei getan hat. Die Rede von André Schmitz zur Ausstellungseröffnung am 8. Juni 2006 dokumentieren wir in diesem Rundbrief.

Zur Ausstellungseröffnung am 8. Juni 2006 konnten wir auch das "Denk-Buch" als Ausstellungskatalog und weiterführende Literatur der Öffentlichkeit vorlegen. Auch dieses unser neuestes Buch fand breites Interesse, wie wir anhand der Rezensionen dokumentieren. Seit neuestem liegt nun auch die separate Quellen-Edition zum Buch vor, die im Aktiven Museum gegen eine geringe Schutzgebühr bestellt werden kann (vgl. Seite 11).

André Schmitz hat auch dafür gesorgt, dass unsere schiefen Ausstellungsstühle ins Berliner Rathaus zurückwanderten und dort zukünftig als dauerhafte Gedenkausstellung installiert werden. So wird unsere Ausstellung zumindest mittelfristig den Charakter einer Dauerausstellung einnehmen und das Berliner Rathaus einen ganz besonderen, weiteren Gedenkort erhalten.

Mit unserem Rundbrief beleuchten wir außerdem neu in Berlin geschaffene Einrichtungen und Ausstellungen, die sich der Geschichte des Nationalsozialismus schwerpunktmäßig oder als wichtige thematische Bestandteile ihrer Präsentationen widmen. Unsere Autoren gehen dabei sowohl auf die institutionellen Strukturen dieser Einrichtungen als auch auf didaktische Fragen der Vermittlung der Geschichte des Nationalsozialismus ein.

Den Blick weit über die Grenzen Berlins hinaus eröffnet ein Bericht vom kürzlich in Südfrankreich durchgeführten Gedenkstättenseminar. Er führt in die dortige Problematik der Schaffung angemessener Gedenkort ein und verdeutlicht, dass es unterschiedliche, ja sogar widersprüchliche Nutzungen dieser uns heute historisch wichtigen Orte auch dort gab, und dass Gedenkstätten auch dort vor der schwierigen Aufgabe stehen, einer solch umfassenden historischen Komplexität gerecht zu werden.

Arbeitsgruppenmitglieder des Varian-Fry-Projektes unternahmen in diesem Zusammenhang eine Wanderung, die der Flucht-Route nach Spanien folgte, die viele Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus aus Südfrankreich seit 1940 gehen mussten. In Text und Bild dokumentieren wir auch diesen besonderen "Ausflug" in die Geschichte.

Schließlich wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freundinnen und Freunden schöne Feiertage und ein gutes neues Jahr 2007.

Unseren Mitgliedern zur Kenntnis:

Wir bitten alle Mitglieder, den Mitgliedsbeitrag 2007 erst ab Januar 2007 zu überweisen.

Die **Mitgliedsbeiträge** sind für Einzelmitglieder € 55,-, Einzelmitglieder ermäßigt € 27,50, für Vereine und Organisationen € 165, ermäßigt € 82,50.

Natürlich nehmen wir auch gerne Spenden entgegen, zum Beispiel auch für unseren "**Gedenktafelfonds**". Wie üblich sind alle Mitgliedsbeiträge und Spenden voll steuerlich absetzbar. Bei onlinebanking bitte Spendenbescheinigung anfordern.

Rede des Chefs der Senatskanzlei, André Schmitz, zur Eröffnung der 2. Präsentation der Ausstellung "Vor die Tür gesetzt – im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder" am 8. Juni 2006 im Berliner Abgeordnetenhaus

Sehr geehrter Herr Präsident des Abgeordnetenhauses,
Damen und Herren Abgeordnete,
Ehrenbürger,
Stadtälteste,
Nachkommen der Verfolgten,
sehr geehrte Frau Fischer-Defoy,
meine Damen und Herren,

Ich begrüße Sie sehr herzlich zur Eröffnung der Ausstellung "Vor die Tür gesetzt – im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder". Der Titel deutet es an: Diese Ausstellung ist an zwei Orte gebunden: An das Berliner Rathaus als ehemaligem Sitz der Berliner Stadtverordnetenversammlung, dort war die Ausstellung im letzten Herbst zu sehen. Und ab heute bis zum 8. Juli gastiert sie hier im Abgeordnetenhaus, wo damals der preußische Landtag arbeitete.

Diese Ausstellung dokumentiert persönliche Lebensschicksale Berliner Politikerinnen und Politiker, die von den Nazis verfolgt wurden. Es sind tragische Einzelschicksale, in denen sich die Tragödie der Weimarer Republik spiegelt.

Die erste parlamentarische Demokratie auf deutschem Boden war in besonderer Weise auf Männer und Frauen angewiesen, die für sie kämpften, auf charismatische Leitfiguren, die ihr Ausstrahlung und Popularität verliehen.

Diese Persönlichkeiten gab es, auf Reichsebene, aber auch auf kommunaler Ebene – diese Ausstellung belegt das ausführlich. Aber sie belegt auch, wie eine Demokratie zerstört wird, nämlich indem man die Menschen verfolgt, die ihr dienen. Dies ist eine grausame Lehre der Geschichte.

Die Weimar Republik, die ja ohnehin von Feinden belagert war, hatte einen großen Aderlass an loyalen Demokraten hinzunehmen:

- Man denke an Walther Rathenau, der 1922 von rechtsextremistischen Offizieren ermordet wurde.
- An Gustav Stresemann, der wegen seiner Friedenspolitik massiv angefeindet wurde und 1929 viel zu früh und völlig überarbeitet starb.
- Oder an den sozialdemokratischen Reichspräsidenten Friedrich Ebert, der sich gerichtlich der Dolchstoßlegende erwehren musste und darüber 1925 an einer verschleppten Blinddarmentzündung starb.

Wäre die Demokratie von Weimar zu retten, wäre Hitler zu verhindern gewesen, wenn diese überragenden Politiker länger gelebt hätten? Darüber lässt sich nur spekulieren.

Fest steht aber: Die radikalen Kräfte hatten bereits vor dem 30. Januar 1933 ein Kesseltreiben gegen die Stützen der Demokratie veranstaltet. Und sie hatten Erfolg.

Die Nazis knüpften da an. Nach der so genannten "Machtübernahme" verfolgten sie all jene Politikerinnen und Politiker, die ihnen aus politischen und rassistischen Gründen verhasst waren.

Binnen kurzem entstanden in Berlin mehr als 50 "wilde" Konzentrationslager in Kasernen und "Sturmlokalen" von SA und SS. Mit der Notverordnung "zum Schutz von Volk und Staat" vom

28. Februar 1933 waren die wichtigsten Grundrechte außer Kraft gesetzt. Damit hatte die Hatz auf demokratisch gewählte Volksvertreter und Oppositionelle ein legales Tarnmäntelchen.

"Hier habe ich keine Gerechtigkeit zu üben, sondern hier habe ich nur zu vernichten und auszurotten, weiter nichts", erklärte Göring.

Und gerade in Berlin, der Reichshauptstadt, wüteten die Verfolgungen. Berlin war keine braune Hochburg. Hier schnitten die Nazis deutlich schlechter ab als im "Reich". Zur Tragik von Weimar gehört jedoch auch, dass die demokratischen Kräfte in der Hauptstadt schon vor dem 30. Januar 1933 in der Minderheit waren.

Davon konnte die NSDAP aber nicht in dem von ihr erhofften Maß profitieren. Selbst bei der letzten Wahl zur Stadtverordnetenversammlung vom 12. März 1933 erhielt sie nur 38,2 Prozent der Stimmen – ein blamables Ergebnis, wenn man bedenkt, mit welcher Brutalität die Nazis oppositionelle Politiker zuvor verfolgt, verhaftet oder zur Flucht getrieben hatten.

Unmittelbar danach wurde der Terror verschärft. Noch am Wahltag, dem 12. März 1933, ordnete der geschäftsführende preußische Innenminister und Ministerpräsident Hermann Göring die Zerschlagung des Berliner Magistrats an und schon am Tag darauf wurden fünf besoldete Magistratsmitglieder ihrer Ämter enthoben:

- Bürgermeister Friedrich Lange
- Stadtkämmerer Bruno Asch
- Stadtbaurat Martin Wagner
- Stadtschulrat Jens Nydahl
- Stadtrat Harald Heuer.

Ebenfalls am 13. März 1933 wurden sämtliche Rathäuser in den Bezirken von der SA besetzt. Bürgermeister und Stadträte wurden gezwungen, ihre Funktionen niederzulegen. Die Sozialdemokraten unter ihnen wurden in Haft genommen.

Am 14. März 1933 ernannte Göring den Führer der NSDAP-Fraktion in der Stadtverordnetenversammlung, Julius Lippert, zum "Staatskommissar der Hauptstadt Berlin". Im Klartext hieß das: Der demokratisch gewählte parteilose Oberbürgermeister Sahm wurde faktisch ausgeschaltet und der Staatskommissar erhielt Ein-



André Schmitz und Christine Fischer-Defoy zur Ausstellungseröffnung am 8.6.2006

Fotos Martin Schönfeld



griffsrechte in allen Bereichen der Verwaltung. Schritt für Schritt wurde "aufgeräumt", wie es die Nazis nannten, und das "Führerprinzip" durchgesetzt. 350 Beamte aus den Hauptverwaltungen und 900 aus den Bezirken fielen der politischen Säuberung zum Opfer. Jeder dritte Angestellte und jeder zehnte Arbeiter wurde entlassen.

Am 20. März 1933 wurde allen kommunistischen und sozialdemokratischen Stadt- und Bezirksverordneten ihre Mandate entzogen. In der Stadtverordnetenversammlung hieß dies: Absolute Mehrheit für die NSDAP. Ein Ergebnis, das sie trotz Gewalt und Einschüchterung bei der Stadtverordnetenwahl eine Woche zuvor nicht erreicht hatte.

Im Umgang mit den demokratisch gewählten Mitgliedern des Magistrats scheuten die Nazis keine Härte. Von rund 1.000 Berliner Stadtverordneten oder Magistratsmitgliedern seit 1919 wurden 389 von den Nationalsozialisten verfolgt.

Lassen Sie mich die Namen derjenigen nennen, die ermordet wurden beziehungsweise in der Haft ums Leben kamen:

- Stadtrat Bruno Asch,
- Stadtrat Fritz Ausländer,
- Bürgermeister Fritz Elsas,
- Stadtrat Horst Fröhlich,
- Stadtrat Georg Stolt.

Leere Stühle zeigen den Verlust an, aber sie verweisen auch auf die Verantwortung des Souveräns, der Bürgerinnen und Bürger. Ohne Duldung des Terrors, ohne passives Wegschauen oder gar heimlicher Zustimmung hätten Repression und Verfolgung nicht stattfinden, hätten die gewählten Amtsträger nicht von ihren Stühlen entfernt werden können.

Damit weist dieses Ausstellungskonzept über die Nazi-Zeit hinaus. Auch unsere Demokratie kennt die Herausforderung durch brutale Extremisten, aber auch durch eine populistisch geschürte Politikverdrossenheit. Und wir sind aufgefordert, ihr nicht nachzugeben. Wenn ein Politiker in seinem Wahlkreis auf offener Straße zusammengeschlagen wird, wenn ein Bundestagsabgeordneter im Ausland sein demokratisches Versammlungsrecht wahrnimmt und diskriminiert und verprügelt wird: Dann muss jeder aufrechte Demokrat für unsere Grundwerte eintreten und seine Solidarität mit den Opfern bekennen.

Auch von dieser Pflicht spricht die Ausstellung.

Ich danke dem Verein Aktives Museum dafür, dass er sich diesem wichtigen Teil der Berliner Geschichte angenommen hat. Und ich danke auch der Firma Wall AG, die als großzügiger Sponsor dieses für die Berliner Stadtgeschichte so wichtige Projekt mit ermöglicht hat.

Wir verneigen uns vor den Frauen und Männern, die ihr Engagement in und für die Demokratie mit dem Leben bezahlt haben. Ihre aufrechte Haltung ist unsere Verpflichtung.

Abbildungen Seite 7:

Die Eröffnung der Ausstellung "Vor die Tür gesetzt" am 8. Juni 2006 im Berliner Abgeordnetenhaus.
Bild unten: Einen erster Blick in das "Denk-Buch", Christine Fischer-Defoy und Christoph Stözl.

Fotos Martin Schönfeld



Rezensionen und Reaktionen zur Ausstellung und zum Denk-Buch "Vor die Tür gesetzt"

Der Tagesspiegel, 23. Juni 2006

(...)

Sie nannten ihn Onkel Hermann, er war morgens der Erste und abends der Letzte in seiner Arbeit, und er setzte sich selbst ein Denkmal – das Strandbad Wannsee. Hermann Clajus war seit 1926 Direktor in Berlins bekanntestem Freibad, außerdem war er seit 1923 für die SPD Stadtverordneter. Seit 1930 widersetzte er sich Krawallen der politischen Gegner, die in Europas größtem Binnenseebad gegen angeblichen Sittenverfall und Unmoral zu Felde zogen – und Hermann Clajus aus dem Amt ekeln wollten. Nachdem er Mitte März 1933 erfahren hatte, dass er abgesetzt und wohl verhaftet werden sollte, erschoss sich der 52-Jährige. "Es ist unendlich schwer, diesem einfachen Mann aus dem Volke, der den Berlinern so viel Licht und Sonne gegeben hatte, einen Nachruf zu widmen", schrieb die Vossische Zeitung.

Eine Ausstellung voller Nachrufe brachte uns jetzt auch auf die Spur von Hermann Clajus. Seine Geschichte und die der 31 anderen verfeimten, verfolgten und oft in den Tod getriebenen Volksvertreter wird zurzeit im Abgeordnetenhaus in der Niederkirchnerstraße 5 gezeigt. Die Ausstellung dokumentiert zugleich ein dramatisches Kapitel Berliner Parlamentsgeschichte. Auch auf kommunalpolitischer Ebene hatten die Nazis nach ihrer Machtergreifung zum großen Schlag gegen die Demokratie ausgeholt. "für viele der Stadtverordneten und Magistratsmitglieder begann ein jahrelanger Leidensweg, eine Zeit gnadenloser Drangsalierung, die oft erst mit dem Tode endete", schreibt Walter Momper in dem Denk-Buch zur Ausstellung. Da kann man all die Geschichten über Leute lesen, die sich der Gleichschaltung widersetzen, eine ebenso spannende wie traurige Lektüre. (...)

Lothar Heinke

Berliner Stimme, 8.7.2006

(...)

Es ist mit 416 Seiten ein umfangreiches Werk geworden, vor allem aber ein außerordentlich informatives, hilfreiches und wichtiges Lesebuch und Nachschlagewerk. Die Kapitel über die "Geschichte der Stadtverordnetenversammlung im neuen Rathaus 1870-1933" und über die "geografische und soziale Herkunft, Berufsstrukturen und Karrieren" sind sehr aufschlussreich und wichtige Ergänzungen.

Das zusammenfassende Kapitel "Zur Verfolgung Berliner Stadtverordneter und Magistratsmitglieder in der Zeit des Nationalsozialismus" zeigt durch die Auswahl und Zusammenstellung der Schicksale und Dokumente das ganze Spektrum der meist sehr bitteren Erfahrungen, die in Deutschland und im Exil gemacht wurden. Das wird in besonderer Weise noch einmal verdeutlicht in den Abschnitten "Erneut im Netz des Deutschen Reiches" und "Verfolgt in der Sowjetunion". Den größten Teil des Buches nehmen die Kurzbiografien ein, gefolgt von den Namen der Stadtverordneten und Magistratsmitglieder, "deren Verfolgung wahrscheinlich, aber nicht belegt ist."

(...)

Das Buch besticht neben den Inhalten auch durch ein sorgfältiges Lektorat. So habe ich nur wenige Anmerkungen, die ich loswerden möchte. Johannes Stelling (S.94), in der "Köpenicker Blutwoche" im Juni 1933 ermordet, war Ministerpräsident von Mecklenburg-Schwerin (und nicht Mecklenburg). Bei der Schilderung des "Emergency Rescue Committee" (S.122 f.) hätte Varian Fry eine namentliche Erwähnung verdient, an den eine Straße am Potsdamer Platz und zwei "Gedenkorte" an den dortigen Haltestellen erinnern. Auf S. 389 wird Julius Moses als "wahrscheinlich" verfolgter Stadtverordneter erwähnt. Es dürfte sich aber um denselben handeln, dessen bereits in der Kurzbiografie auf S. 292 gedacht wird. Max Urich wurde natürlich nicht "als Kreisvorsitzender in die BVV Wedding



gewählt", sondern über die Wahlliste der SPD (S.365). Bei Herbert Wollstein (ds.379f.) wird aus dem Kontext nicht deutlich, dass er das vierte Kind von Röschen Wollstein war. Er war nach 1945 bis zu seinem Tode in der SPD Zehlendorf und der Abteilung Fischtal aktiv. Als Fazit bleibt: Dieses Buch ist ein Gewinn.

Holger Hübner

Anmerkung: Der Kaufmann Julius Moses, USPD, rückte am 12.5.1920 in die (Alt)-Berliner Stadtverordnetenversammlung nach. Er war 1919 nicht gewählt worden, stand aber auf der "Liste der Ersatzmänner". An der in dieser Liste angegebenen Adresse befand sich das Weiß- und Wollwarengeschäft von Hulda Spitz und Julius Moses, die lt. den Angaben des Adressbuchs später heirateten. Ihr weiteres Schicksal war nicht zu ermitteln, weil bei Nachrückern das Geburtsdatum nicht angegeben wurde.

Vorwärts-Magazin, 23.8.2006

(...)
Während die Ausstellungen das Schicksal von 32 ausgewählten Personen zeigten, enthält das Buch Kurzbiografien von allen 419 Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern, die in den Jahren von 1919 bis 1933 von den Nazis verfolgt, vertrieben oder ermordet wurden. Auch diejenigen, die ins sowjetische Exil flüchteten und dort infolge stalinistischer Verfolgung ihr Leben verloren, sind aufgeführt.

(...)
Wer zunächst geneigt ist zu denken, dass 419 versammelte Kurzbiografien in einem einzigen Werk doch etwas zu viel des Guten sind, wird eines Besseren belehrt. Alle Lebensläufe sind so spannend zu lesen, dass man keinen einzigen missen möchte. Sie fügen sich zu einem Puzzle zusammen, dass das Verstehen der damaligen Zeit erst möglich macht, weil und Zusammenhänge deutlich werden. Auf den ersten 130 Seiten sind zudem vier Aufsätze und Essays zu lesen, die Hintergründiges bieten, wie etwa "Die Berliner Stadtverordnetenversammlung im neuen Rathaus von 1870 bis 1933" (von Christiane Hoss).

(...)
Das Buch zur Ausstellung ist viel mehr als nur ein Beiwerk – es liefert einen eigenen und gelungenen Überblick über einen wichtigen Teil der Geschichte Berlins.

Holger Küppers

Der Tagesspiegel, 31.7.2006

(...)
Eine vor 20 Jahren an der Freien Universität Berlin begonnene Recherche ihrer Lebensläufe und Schicksale hat nun der "Verein Aktives Museum" mit einer Ausstellung und einem gut gemachten Begleitband abgeschlossen. Damit schließt sich eine Lücke nicht nur in der Stadtgeschichte, sondern ebenso in der Dokumentation der NS-"Machtergreifung", die nach dem Reichstagsbrand handstreichartig die "Machtübertragung" des 30. Januar 1933 zu einer gleichgeschalteten Diktatur ausbaute.

Etwa 1000 Lokalpolitiker vertraten die Bürger Berlins (ab 1920 Groß-Berlins) zwischen 1919 und 1933. Darunter sind neben vielen "Parteisoldaten" auch bekannte Namen wie der als Widerstandskämpfer hingerichtete Bürgermeister Fritz Elsas (Deutsche Staatspartei) und der selig gesprochene Prälat Bernhard Lichtenberg (Zentrum), der sein Leben verlor, weil er in der Hedwigskathedrale für Juden gebetet hatte. Die meisten Verfolgten und 21 der 49 Umgekommenen waren jedoch Kommunisten. Sieben von ihnen trafen ihren Henker in der Sowjetunion, wohin sie vor den Nazis geflohen waren. Und nicht in jedem Falle endete die Verfolgung 1945. Den von den Nazis gefolterten KPD-Verordneten Hermann Grothe schloss die SED 1951 aus und erklärte ihn zum "Partei-feind", weil



er gesagt hatte, Lenins engster Mitarbeiter sei Trotzki gewesen, nicht Stalin.

Überlebensgroße schiefe Holzstühle prägten als Trägerelement für die Kurzbiografien die eindrücklich gestaltete Ausstellung "Vor die Tür gesetzt", die 2005 im Berliner Rathaus, 2006 im Abgeordnetenhaus zu sehen war. Der Begleitband hebt die mit großem Fleiß von einer Arbeitsgruppe erforschten Lebensgeschichten für die Zukunft auf und dokumentiert außerdem mit Aufsätzen, Zeittafeln, Tabellen und Grafiken lebendig und lesbar das kommunalpolitische Berliner Leben in der ersten deutschen Demokratie.

Ekkehard Klaus

Neues Deutschland, 21.9.2006

(...)

Jedenfalls sollten sie eine vor Kurzem erschienene Publikation zur Kenntnis nehmen, die sich dem Schicksal von Berliner Magistratsmitgliedern und Stadtverordneten widmet, die in der Zeit der Weimarer Republik tätig gewesen waren und im NS-Regime unter Repressalien zu leiden hatten. Erarbeitet wurde diese als Begleitband zu der vom "Verein Aktives Museum" gestalteten Ausstellung "Vor die Tür gesetzt". Doch in ihrer Gewichtigkeit weist sie weit über den aktuellen Anlass hinaus. Mit ihr liegt jetzt ein solides Nachschlage-, ja Standardwerk vor.

(...)

Im Ergebnis lässt sich nun feststellen, dass von den tausend auflistbaren Stadtverordneten und Magistratsmitgliedern zwischen Februar 1919 und März 1933 etwa 850 zur Zeit des Machtantritts der Nazis noch lebten. 419 von ihnen hatten in der einen oder anderen Weise unter Verfolgung zu leiden: aggressive Bedrängung und Drohung, Ehrabschneidung, Diffamierung, Einkommensverlust und sozialer Abstieg bis hin zur Vertreibung ins Exil, Inhaftierung und Ermordung. Der Kreis der Betroffenen ist weit gezogen. Dazu werden sogar vier weibliche Abgeordnete der Deutsch-Nationalen gezählt, die im Oktober 1933 nur wegen des primitiven Frauenbilds aus der Stadtverordnetenversammlung ausgeschlossen wurden. Die männlichen Vertreter der DNVP in der SSV wurden der NSDAP-Fraktion angeschlossen. Dass deren ausgeschlossene weibliche Kollegen, die bis dahin jede NS-Schweinerei per Abstimmung mitgetragen hatten, in dieser Publikation als "Verfolgte" kategorisiert werden, ist diskutabel. Anders sieht es da schon bei jenen deutsch-nationalen Magistratsmitgliedern aus, die 1935 aus ihrem Amt entfernt wurden, weil sie sich weigerten, der NSDAP beizutreten. Aber unter den 49 ermordeten bzw. den Freitod wählenden Stadtvätern und -müttern sowie unter den insgesamt 61 Emigrierten findet sich kein einziger DNVP-Vertreter. Zahlreich hier sind hingegen die Repräsentanten linker Parteien, neben einigen bürgerlichen Kommunalpolitikern, denen der Rassenwahn der Nazis zum Verhängnis wurde.

Es spricht für die Seriosität des Werkes, dass im Anhang weitere 90 Namen von Personen aufgelistet sind, von denen vermutet wird, dass auch sie Repressalien erlitten, was jedoch bislang auf Grund fehlender oder lückenhafter Akten nicht eindeutig nachgewiesen werden kann.

Die vorgestellten 419 Biografien geben einen tiefen Einblick in viele tragische, dramatische Schicksale. Vergessen sind hier auch nicht die sieben KPD-Vertreter, die in die UdSSR emigrierten und dort Opfer stalinistischer Säuberungen wurden, und jene Emigrierten, die der faschistischen Wehrmacht bei deren Überfällen auf die Nachbarstaaten in die Klauen gerieten.

Erstaunlich viele Biografien verfolgter Sozialdemokraten widersprechen dem Stereotyp von der »Zwangsvereinigung« von KPD und SPD, wenn auch deren Mitgliedschaft in der Einheitspartei SED teils nur zeitweilig war.

(...)

Eine kleine kritische Anfrage sei noch erlaubt: Warum wurde in dem beigefügten Glossar nicht die Abkürzung SAP entschlüsselt, die jüngeren Lesern sicher nichts sagen wird. Es handelt sich um die Sozialistische Arbeiterpartei, eine linke Abspaltung von der SPD.

Kurt Wernicke



diesselts – Zeitschrift des Humanistischen Verbandes Deutschlands, Nr. 77/2006

Ein Denk-Buch nennt Christine Fischer-Defoy, die Vorsitzende des herausgebenden Vereins Aktives Museum, den Katalog zur gleichnamigen Ausstellung über das Schicksal der im Nationalsozialismus verfolgten Berliner Stadtverordneten und Magistratsmitglieder.

(...)

Es ist mit 416 Seiten ein umfangreiches Werk, ein außerordentlich informatives, hilfreiches und wichtiges Lesebuch und Nachschlagewerk, ergänzt und illustriert mit vielen zeitgenössischen Bildern und Dokumenten.

Ein Denk-Buch ist es gerade auch, weil Wählerinnen und Wähler in Deutschland es mit der NPD einer Partei ermöglicht haben, sich in Parlamenten zu präsentieren, die erneut auf deren Abschaffung zielt. Für den HVD und sein wiederentdecktes Interesse an säkularer Geschichtspolitik (...) ist das Buch noch aus einem anderen Grunde interessant. Etliche der verfolgten Parlamentarier aus den Reihen von SPD und KPD bekannten sich zur Freidenkerbewegung, eine erste Recherche hat über 30 Namen ergeben. Darunter ist mit Kurt Gärtner der Hauptkassierer des Deutschen Freidenkerverbandes, der 1944 im KZ Sachsenhausen ums Leben kam.

Der HVD Berlin wird dieses Buch und die dafür aufbereiteten Materialien zum Anlass nehmen, mehr über die Schicksale der verfolgten freidenkerischen Abgeordneten herauszufinden.

Michael Schmidt

14

Quellen-Edition zum Denk-Buch "Vor die Tür gesetzt"

Der Verein Aktives Museum zeigte im Herbst 2005 und im Sommer 2006 die Ausstellung "Vor die Tür gesetzt" und brachte 2006 das gleichnamige Buch heraus. Aus finanziellen Gründen war es nicht möglich, im Buch zu den Biografien der Stadtverordneten und Magistratsangehörigen auch jeweils die benutzten Quellen abzudrucken. Es wurde aber eine nach Namen geordnete Datei der Quellen erarbeitet, die jetzt bestellt werden kann. Sie ist als CD-ROM gegen eine Schutzgebühr von Euro 1,- und Verpackungs- und Portokosten von Euro 2,45 (insgesamt Euro 3,45 bei Versand) ab Januar in der Geschäftsstelle des Vereins Aktives Museum zu erhalten



Ein neuer Lernort: Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneweide

In Berlin hat eine neue Institution, die sich der Dokumentation und Vermittlung des Themas Zwangsarbeit während des Nationalsozialismus widmet, ihre Arbeit aufgenommen. Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneweide wurde am 24. August 2006 mit einem feierlichen Akt der Stiftung "Topographie des Terrors" offiziell übergeben. Gleichzeitig wurden zwei Ausstellungen eröffnet: "Bausteine. Geschichte und Perspektive des Dokumentationszentrums NS-Zwangsarbeit" sowie die Wanderausstellung der Berliner Regionalmuseen "Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945", die bereits 2002/2003 an mehreren Orten in Berlin zu sehen war.

Der historische Ort: das Zwangsarbeiterlager

Das Dokumentationszentrum befindet sich am historischen Ort eines ehemaligen Zwangsarbeiterlagers, einer jener rund 3000 Sammelunterkünfte für Zwangsarbeiter/innen, die während des Zweiten Weltkrieges flächendeckend das Gebiet von Berlin und Umgebung überzogen. Vor allem in den Industriezentren wie Ober- und Niederschöneweide entstanden große Barackenlager.

In Niederschöneweide wurde im Auftrag des "Generalbauinspektors für die Reichshauptstadt Berlin" (GBI), Albert Speer, das Doppellager 75/76 errichtet. Der GBI plante zum einen den monumentalsten Ausbau Berlins zur Welthauptstadt ("Germania") und war durch die damit einhergehende Entmietungspolitik 1938-1941 mit verantwortlich für die Deportation der Berliner Juden. Zum anderen koordinierte diese Sonderbehörde während des Zweiten Weltkrieges in Groß-Berlin den Bau aller Zwangsarbeiterlager, unterhielt aber auch eigene Bauarbeiterlager. Als solches wurde das Lager 75/76 im Rahmen der zweiten Lagerbauaktion 1943 beantragt und genehmigt. Die Koordinierung der Bauarbeiten oblag der "Bauabteilung Hetzelt". Für die bautechnische Planung und Umsetzung war der Architekt Hans Freese zuständig, der zum Kreis derjenigen gehörte, die von Albert Speer mit dem Entwurf von Monumentalbauten beauftragt worden waren. Als "Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion" (bis 2.11.1943 "Reichsminister für Bewaffnung und Munition") war Albert Speer von 1942-1945 neben Fritz Sauckel ("Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz") maßgeblich verantwortlich für den Zwangsarbeitereinsatz.

Die Bauarbeiten für die 13 Unterkunftsbarracken aus Stein und eine zentrale Wirtschaftsbaracke begannen im Sommer 1943, waren bis Kriegsende jedoch nicht abgeschlossen. Unter einigen der Baracken befinden sich Luftschutzkeller. Das Lager war für über 2000 Zwangsarbeiter/innen geplant, ist aber vermutlich zu keinem Zeitpunkt voll belegt gewesen. Neben italienischen Militärinternierten bzw. italienischen Zivilarbeitern wurden hier ab Februar 1945 weibliche KZ-Häftlinge eines Außenlagers des KZ-Sachsenhausen untergebracht. Über die Geschichte des Lagers ist bislang nur wenig bekannt, so dass hier noch weitere Forschungsarbeiten und vor allem die Suche nach Überlebenden notwendig sind.

Nachkriegsnutzung und Entstehungsgeschichte des Dokumentationszentrums

1945/46 verwendete die Rote Armee das Gelände als Papierlager. Bereits 1946 begann die zivile Nutzung der Baracken. In der östlichen Lagerhälfte wurden Werkstätten, eine Sauna, eine Kegelmaststätte, eine Kindertagesstätte und ein Autohaus eingerichtet, die im wesentlichen noch heute existieren. In den westlichen Teil des ehemaligen Lagers zog 1946 ein Impfstoffinstitut ein; um 1957 folgte das Immunbiologische Institut der DDR. In Tierversuchen wurden hier Impfstoffe gegen verschiedene Infektionskrankheiten erprobt. Nach der "Wende" übernahm das Robert-Koch-Institut die Forschungslabore und wickelte den Standort ab. 1995 erfolgte die Räumung. Im gleichen Jahr wurde das ehemalige Lagergelände, das nach derzeitigem Wissensstand als Gesamtensemble und in seiner baulichen Überlieferung einzigartig ist, unter Denkmalschutz gestellt. Das konnte jedoch den Abriss einer Baracke durch einen Autohändler nicht verhindern.

Infolge der Nachkriegsnutzung sind die Baracken zwar in ihrer Grundsubstanz erhalten geblieben, jedoch wurden zahlreiche Ein- und Umbauten vorgenommen: Trennwände im Inneren wurden entfernt oder hinzugefügt, originale Fenster und Türen ausgetauscht, bauzeitliche Klappläden entfernt, Schornsteine abgebrochen, neue Böden gelegt. Im westlichen Teil wurde ein Großteil der Räume zu Laboratorien umgebaut und mit Fliesen an Wänden und Böden versehen. Versuchsanlagen, Laborische und sonstige Einbauten sowie die Ställe für Versuchstiere sind zum Teil noch erhalten. Diese im Detail tiefgreifenden baulichen Veränderungen haben dazu geführt, dass die ursprüngliche Struktur der Unterkerktsbaracken mit Mittelgang und seitlich abgehenden Stuben heute nicht immer erkennbar ist. Die Rückbindung an die eigentliche Geschichte dieses Geländes – ohne die Nachkriegsgeschichte auszublenden – gehört zu den großen Aufgaben und Herausforderungen des Dokumentationszentrums.



Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneweide, eröffnet am 24. August 2006 (Bild unten).

Fotos: Stiftung Topographie des Terrors (oben), Angelika Meyer (unten)

Die historische Funktion des Geländes als Unterkunft für Zwangsarbeiter/innen blieb lange im Verborgenen. Erst Anfang der 1990er Jahre rückte im Zuge der Entwicklung eines Sanierungskonzeptes für Schöneweide die Geschichte dieses Lagers wieder ins öffentliche Bewusstsein. Gemeinsam setzten sich verschiedene Initiativen wie die Berliner Geschichtswerkstatt und der Bund der Antifaschisten Treptow erfolgreich für den Erhalt dieses Areals und die Errichtung eines Lernortes zur Geschichte der NS-Zwangsarbeit ein. Ein Förderkreis, seit 2004 "Förderverein zur Errichtung eines Dokumentations- und Begegnungszentrums zur NS-Zwangsarbeit", machte



den Ort mit zahlreichen Veranstaltungen bekannt. Infolge dieses vorbildlichen bürgerschaftlichen Engagements beschloss das Abgeordnetenhaus von Berlin Ende 2004, in den sechs leer stehenden Baracken im westlichen Geländeteil ein Dokumentationszentrum zur Geschichte der NS-Zwangsarbeit einzurichten. 2005 wurde die Stiftung "Topographie des Terrors" mit der inhaltlichen und organisatorischen Betreuung beauftragt. Seit 2006 wird das Dokumentationszentrum aus Mitteln des Senates für Wissenschaft, Forschung und Kultur finanziert.

Inhaltliche Ausrichtung und Ziele

Ein internationaler Gründungsbeirat hat 2005/2006 Empfehlungen für die inhaltliche Ausrichtung sowie die architektonische Umgestaltung des Geländes entwickelt. Kernpunkte der inhaltlichen Empfehlungen sind die weitere Erforschung der Geschichte des Ortes, die Entwicklung einer Dauerausstellung, der Aufbau eines Bildungsprogramms, die Präsentation internationaler Wechselausstellungen, der Aufbau einer Bibliothek und einer Sammlung sowie die Kooperation und Vernetzung mit anderen Einrichtungen.

Auf der Grundlage dieser konzeptionellen Überlegungen sind zum einen die nach 1945 entstandenen Gebäude entfernt und das zugewucherte Areal wieder sichtbar gemacht worden. Zum anderen wurden in einem ersten Bauabschnitt zwei der infolge der Nachkriegsnutzung am stärksten überformten Baracken zu Ausstellungs- und Vortragsräumen bzw. zu Bibliothek, Archiv-, Seminar- und Büroräumen umgebaut. Für die anderen Baracken soll in den nächsten Jahren ein Nutzungskonzept entwickelt werden. Als nächster Schritt ist geplant, eine der weniger überbauten Baracken als architektonisches Bauzeugnis sichtbar zu machen und hier behutsam die historische Bausubstanz herauszuarbeiten, um den Besucher/innen die räumliche Situation und den Alltag in einer Zwangsarbeiterbaracke zu vermitteln.

Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit versteht sich als Ausstellungs-, Archiv-, Lern- und Erinnerungsort. In einigen Jahren wird hier eine Dauerausstellung zur Geschichte der Zwangsarbeit in Berlin und Umgebung entstehen. Einen Schwerpunkt wird die Darstellung der zivilen Zwangsarbeit bilden – ohne die anderen von der Zwangsarbeit betroffenen Opfergruppen wie KZ-Häftlinge, Juden, Sinti und Roma, Kriegsgefangene und italienische Militärinternierte zu vernachlässigen. Geplant ist zudem die Erarbeitung einer Topographie aller Lagerstandorte in Berlin und Umgebung. Die Dauerausstellung will die unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, die Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidung und anderen Dingen des täglichen Bedarfs sowie die Behandlung durch das Wachpersonal in den Lagern, durch Vorgesetzte und Kollegen in den Betrieben aufzeigen. Deutlich gemacht werden soll die Beteiligung der zahlreichen zivilen und auch militärischen Stellen am System der Zwangsarbeit, die Einbettung in die NS-Rassenpolitik und die Profiteure, vor allem die Unternehmen. Gleichzeitig ist zu fragen, wie das Verhalten der Zuschauer – der Zivilbevölkerung – aussah, in deren unmittelbarer Nähe die meisten Zwangsarbeiterlager entstanden sind. Auch am Beispiel des Zwangsarbeiterlagers Schöneeweide lässt sich dies besonders gut zeigen, da dieses Lager auf einem ehemals bewaldeten Gelände zwischen Kleingartenkolonie und Wohnbebauung errichtet wurde.

Darüber hinaus soll mit internationalen Wechselausstellungen die europaweite Dimension und das Schicksal der Menschen sichtbar werden, die im Deutschen Reich und in den besetzten Gebieten Zwangsarbeit leisten mussten. 2007 beginnt dieser Ausstellungszyklus mit der von der Stiftung "Polnisch-Deutsche Aussöhnung" erarbeiteten Ausstellung "Erinnerung bewahren. Die Sklaven- und Zwangsarbeit der polnischen Bürger für das Dritte Reich in den Jahren 1939-1945." Diese Ausstellung wird übersetzt, für das deutsche Publikum adaptiert und auch an weiteren Standorten in Deutschland zu sehen sein.

Zahlreiche Initiativen, Institutionen und Einzelpersonen beschäftigen sich seit Jahren mit dem Thema Zwangsarbeit. Der Förderverein ist hier ein wichtiger Kooperationspartner des Dokumentationszentrums. Eine Kooperation und Vernetzung ist wünschenswert: um Informationen zu bündeln, Austausch zu bieten und mehr Öffentlichkeit zu schaffen, gemeinsam neue Projekt-

ideen zu entwickeln, Ideen aufzugreifen und umzusetzen. Die Kontakte in den letzten Monaten zeigen, dass hier zahlreiche Anknüpfungspunkte bestehen.

Auch international will das Dokumentationszentrum Ansprech- und Anlaufstelle sein und ein Forum bieten für Diskussionen, Begegnungen, Seminare, Schülerprojekte, Tagungen, Lesungen, Filmvorführungen etc. Langfristig sollen auch alle verfügbaren Informationen über die europäischen Erinnerungsorte zum Thema Zwangsarbeit gesammelt und präsentiert werden.

Zu den Aufgaben des Dokumentationszentrums gehört der Aufbau einer Spezialbibliothek, die sowohl die grundlegenden wissenschaftlichen Werke und Zeitschriften zur Geschichte der Zwangsarbeit als auch die "graue" Literatur sammelt und zugänglich macht. Als Grundlage für die Erarbeitung von Ausstellungen wie für die pädagogische Arbeit wird darüber hinaus ein "Archiv der Erinnerung" entstehen. Sammlungsschwerpunkt ist die Sammlung, Sicherung und Erschließung von autobiographischen Materialien ehemaliger Zwangsarbeiter/innen: Fotografien, Dokumente, schriftliche Erinnerungsberichte, Objekte, Audio- und Video-Interviews.

Eine wichtige Aufgabe wird die Entwicklung eines vielfältigen Bildungsprogramms sowie geeigneter pädagogischer Materialien darstellen: Dazu gehören zum einen Führungen zu verschiedenen Schwerpunkten, aber auch langzeitpädagogische Bildungsangebote vor allem für Schulklassen, die regionalhistorische Spurensuche oder themenbezogene Projekte, aber auch die Begegnung mit Zeitzeugen und internationalen Besuchergruppen ermöglichen.

Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneeweide befindet sich noch im Aufbau. Stück für Stück soll hier ein lebendiger Ort der Begegnung und des Lernens entstehen, an dem sich unterschiedliche Besuchergruppen mit dem Thema NS-Zwangsarbeit auseinandersetzen können, ein Ort, an dem auch die Überlebenden und – in zunehmendem Maße – die Kinder- und Enkelgeneration an die Opfer erinnern und gedenken können.

Dr. Christine Glauning

Leiterin des Dokumentationszentrums NS-Zwangsarbeit

Adresse und Kontakt:

Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit
Berlin-Schöneeweide
Britzer Str. 5
12439 Berlin
Tel: 030/63 90 288-0
Fax: 030/63 90 288-29
schoeneweide@topographie.de
www.topographie.de

Öffnungszeiten:

Dienstag bis Sonntag: 10-18 Uhr
Schließtage: 24. und 31. Dezember 2006/1. Januar 2007
Sonderöffnungstage: 25. und 26. Dezember 2006

Aktuelle Ausstellungen:

- "Bausteine. Geschichte und Perspektive des Dokumentationszentrums NS-Zwangsarbeit"
- "Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945" (Wanderausstellung der Berliner Regionalmuseen)

Veröffentlichungen:

- Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneeweide. Zur Konzeption. Eine Veröffentlichung der Stiftung Topographie des Terrors, hg. v. Andreas Nachama, Christine Glauning, Katharina Sophie Rürup, Berlin 2006.
- "NS-Lager entdeckt". Zwangsarbeiterlager Schöneeweide wird historischer Lernort. Hg. v. Förderverein für ein Dokumentations- und Begegnungszentrum zur NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneeweide e. V., Berlin 2006.

Impressionen des Nationalsozialismus im Deutschen Historischen Museum

"NS-Regime und Zweiter Weltkrieg 1933-1945" in der Ausstellung "Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen aus zwei Jahrtausenden" im Deutschen Historischen Museum

Das überraschendste und sicherlich auch teuerste Geschenk, das die damalige Halbstadt West-Berlin 1987 zu ihrem 750. Gründungsjubiläum erhielt, war das in Aufbau befindliche Deutsche Historische Museum. Die Kohl-Regierung vermisste eine zentrale und repräsentative Geschichtsausstellung, wie sie im anderen Teil der damaligen Halbstadt an der Straße Unter den Linden durch das im Zeughaus befindliche Museum für Deutsche Geschichte geboten wurde. Eine vergleichbare Autorität für die öffentliche Darstellung der Deutschen Geschichte gab es in Westdeutschland nicht. Das von 14 renommierten Wissenschaftlern und Historikern damals konzipierte Museumsprojekt sah die Einrichtung einer ständigen Dauerausstellung zur deutschen Geschichte als zentrale Aufgabe des neu gegründeten Instituts an.

In Ermangelung eines eigenen Museumsfundus begann das Deutsche Historische Museum (DHM) 1988 seine Arbeit mit wechselnden Ausstellungen und startete gleichzeitig eine Offensive auf den internationalen Märkten für Kunst- und Kulturgüter. So verfügt das Museum heute, auch begünstigt durch die Einverleibung des Museums für Deutsche Geschichte 1990, über eine Sammlung von circa 750.000 Stücken. Nach einem repräsentativen Anbau (Architekt Pei) und einer Grundsanierung des alten Zeughauses konnte das Deutsche Historische Museum am 2. Juni 2006, nur 19 Jahre nach seiner Gründung, die lang erwartete Dauerausstellung "Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen aus zwei Jahrtausenden" eröffnen. Die Arbeiten für die Ausstellungsarchitektur begannen im Sommer 2005 und "in der Rekordzeit von nur drei Monaten", so der Prestel-Museumsführer, wurden von Februar bis Mai 2006 die über 8.000 Exponate an ihren Standorten auf circa 8.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche installiert.

Die Dauerausstellung des DHM bietet mit Bildern, Objekten, Zeugnissen und Dokumenten einen Überblick zu 2000 Jahren Kultur und Geschichte im dem heutigen Deutschland entsprechenden mitteleuropäischen Siedlungsraum. Sie beginnt mit den Kelten und Germanen, schreitet in rascher Folge über das Vordringen des römischen Reiches nach Norden und die Zeit Karl des Großen ins Mittelalter vor und entfaltet sich in voller Breite erst mit der Renaissance, der Reformation, dem Zeitalter des Absolutismus, der Revolution und Reaktion im 19. Jahrhundert, der Nationenwerdung, dem Deutschen Kaiserreich, dem 1. Weltkrieg und der Weimarer Republik, dem Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit, die sie mit der Wiedervereinigung und dem Abzug der Alliierten 1994 enden lässt. Dabei ist die Ausstellung stets bemüht, die deutsche Geschichte auch aus einer europäischen Perspektive zu betrachten, und so findet ein Porträt Napoleons selbstverständlich auch seinen Platz im Deutschen Historischen Museum: "die deutsche Geschichte in ihrem europäischen Bezugsfeld". Bei einigen Besuchern, so ließ sich das beobachten, führte diese europäische Interpretation zur Irritation und zu abwehrenden Äußerungen. Das didaktische Konzept konnte sie von der aktuellen europäischen Interpretationsperspektive offensichtlich nicht überzeugen.

Der Raumanteil

Bei 2000 Jahren deutscher Geschichte müssten die zwölf Jahre des "tausendjährigen Reiches" eigentlich nur ein sehr kleiner Schritt in der historischen Abfolge sein, genauer: ein 166stel. Dem ist aber nicht so: Das Ausstellungskapitel "NS-Regime und Zweiter Weltkrieg 1933-1945" nimmt gut ein Sechstel der gesamten Ausstellungsfläche im Zeughaus ein. Dieser Versuch der Quantifizierung von Thema und Ausstellungsfläche verdeutlicht, welche Bedeutung die Dauerausstellung des DHM der NS-Zeit einräumt. Dieses Ergebnis entspricht aber auch dem vom Museum selbst formulierten Anspruch im Ausstellungsführer: "Breiter Raum wird den zwölf Jahren der NS-Diktatur als dunkelstem Abschnitt der deutschen Geschichte eingeräumt. Das DHM ist derzeit als einziges Museum in Deutschland in der Lage, anhand seiner Exponate einen breiten Überblick über die politische und militärische Geschichte sowie die Funktionsmechanismen und Verbrechen des NS-Staates zu ermöglichen."

Natürlich ist die noch geringe zeitliche Distanz zum historischen Geschehen 1933-1945 ein wesentlicher Faktor dafür. Auch die Fülle des vorliegenden Materials trägt zu dieser Darstellungsbreite bei. Lesen wir das Deutsche Historische Museum aber auch als die offizielle Geschichtsanstalt der Bundesrepublik Deutschland – immerhin kamen Kanzlerin, Bundespräsident und Altkanzler Museumsgründer Kohl zur Ausstellungseröffnung –, so belegt das hier noch näher zu betrachtende Ausstellungskapitel die große Bedeutung der Aufarbeitung des NS-Regimes für das Selbstverständnis unserer Gesellschaft und unserer modernen parlamentarischen Demokratie. Aber welches Bild vermittelt dieses besondere Ausstellungskapitel von dem Verhältnis des heutigen Deutschlands zu seiner so "schwierigen" Vergangenheit des Nationalsozialismus? Lässt sich an ihm eine Tendenz oder gar ein Paradigmenwechsel im Umgang mit der NS-Vergangenheit ablesen?



Die räumliche Gliederung

Der Ausstellungsbereich zum NS-Regime 1933-1945 umfasst zwei beinahe quadratische Raumbereiche im Erdgeschoss des Zeughaus-Nordflügels. Sie werden durch den unterirdischen Verbindungsgang zum Neubau von einander getrennt, so dass dieser Ausstellungsbereich in zwei Hauptzeilen zerfällt: 1933-1940 und 1941-1945. Die Passage von dem einen Raumbereich zum anderen öffnet den Blick über die Straße Hinter dem Zeughaus in den Neubau. In dieser Blickachse, die den Lichthof des Zeughauses mit dem offenen Treppenhaus des Pei-Baus verbindet, steht ein monumentaler Globus, über den noch später zu sprechen sein wird.

Beide Raumbereiche werden von dem Ausstellungs-Hauptweg diagonal durchschnitten. Der "Hauptweg" führt durch die einzelnen Epochenbereiche der Ausstellung und ist das verbindende Glied zwischen allen Kapiteln der Präsentation. Durch sogenannte "Meilensteine" als Leuchtpfeiler wird er markiert. Sie geben Grundlageninformationen der jeweiligen Themenbereiche, sowie Karten und Übersichten zur jeweiligen Epoche. Seitlich gliedern sich dem Hauptweg Themen- und Vertiefungsräume an.

Die diagonale Wegführung bewirkt allerdings im Themenbereich 1933-1945, dass Raumecken entstehen, die durch eine sehr verwinkelte Ausstellungsarchitektur schwer einsehbar sind. Dem Besucher wird damit die Übersichtlichkeit genommen, so dass auch sehr wichtige Themen wie beispielsweise "Das System der Konzentrationslager" (7.5.4.), das in einem dunklen Bereich von einem Überbau fast verschluckt wird, schnell übersehen werden können. Besonders fatal ist die in einer solchen Raumecke bewirkte Zurücksetzung des Kapitels "Der nationalsozialistische Völkermord" (7.10.) mit seinen Themenbereichen zu den Vernichtungslagern und Auschwitz. Erschwerend hinzu kommt, dass der nur schmale Zugang zu dem Vertiefungsraum Auschwitz zusätzlich von einem Raumpfeiler fast verstellt wird. Von Seiten der Organisatoren wird diese



Hauptweg und Nebenweg:
Der Ausstellungsbereich 1933-1939 (Bild oben) und der fast zugestellte Durchgang zum Vertiefungsraum Auschwitz (Bild unten)
Fotos Martin Schönfeld

Zurücksetzung damit begründet, dass Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden in weiten Teilen der damaligen deutschen Bevölkerung nicht bekannt waren. Aber ist das schon ein ausreichender Grund dafür, diesem Thema, in dem die nationalsozialistische Rassenideologie gipfelte, seine direkte Sichtbarkeit zu nehmen? Das muss stark angezweifelt und kann als eine Tendenz dieser Ausstellung gelesen werden. Stattdessen läuft hier die Blickachse des Hauptweges in den nachfolgenden Bereich der Nachkriegszeit hinein und findet ihren point de vue in einem himmelwärts auffahrenden VW Käfer. Auch das ist eine Aussage!

Die durchgängig hellgraue Ausstellungsarchitektur und das leicht gedämpfte Licht verbreiten einen sehr nüchternen Raumeindruck. Farbe gelangt im Ausstellungsdesign nicht zur Anwendung. Einzig störend an der Gestaltung sind die Natursteinplatten in den Vitrinen, deren Struktur so wirkt, als lägen die Objekte auf dem Küchentisch. Ein gleichmäßig neutraler Untergrund wäre bei der Betrachtung wie auch Lektüre der ausgestellten Bilder, Zeugnisse und Dokumente weniger störend gewesen.

Die inhaltliche Gliederung

Die diagonal geführten Hauptwege nehmen für jeden der zwei Raumbereiche auch eine inhaltliche Trennung vor. Es entstehen deutliche Gegensätze zwischen dem nationalsozialistischen System auf der einen und den Verfolgten des Nationalsozialismus auf der anderen Seite des ersten Raumbereiches für die Jahre 1933-1940. Im zweiten Raumbereich für die Jahre 1941-1945 stehen sich gewissermaßen Innen- und Außenpolitik diametral gegenüber, hier die Heimatfront und dort der Zweite Weltkrieg außerhalb des Reiches und die dort geschehenen Verbrechen. Im einzelnen gelangen elf Kapitel zur Darstellung:

- 7.1. Die Errichtung der NS-Herrschaft
- 7.2. Nationalsozialistische Ideologie
- 7.3. Die Uniformierung der Gesellschaft
- 7.4. Nationalsozialistische Kulturpolitik
- 7.5. Ausgrenzung, Verfolgung und Terror
- 7.6. Nationalsozialistische Außenpolitik
- 7.7. Die Phase der Blitzkriege
- 7.8. Der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion
- 7.9. Kriegsallday in Deutschland
- 7.10. Der nationalsozialistische Völkermord
- 7.11. Die Niederlage

Jedes Kapitel ist noch einmal in verschiedene Themen und Schwerpunkte untergliedert, denen in der Präsentation zumeist eine Wandfläche oder eine größere Wandvitrine zugeordnet ist. Zum Beispiel sind das in den folgenden Kapiteln:

- | | |
|--|--|
| 7.9. Kriegsallday in Deutschland | 7.10. Der nationalsozialistische Völkermord |
| 7.9.1. Sieges euphorie und großdeutsche Illusion | 7.10.1. Die Ghettos |
| 7.9.2. Kriegshelden und Heldentod | 7.10.2. Die Deportationen in den Osten |
| 7.9.3. Euthanasie | 7.10.3. Widerstand und Hilfe |
| 7.9.4. Kriegsgefangene | 7.10.4. Konzentrationslager |
| 7.9.5. Zwangs- und Ostarbeiter | 7.10.5. Vernichtungslager |
| 7.9.6. Fremdarbeiter | 7.10.6. Auschwitz |
| 7.9.7. Alliierte Luftangriffe | 7.10.7. Die Todesmärsche |
| 7.9.8. Alltag an der Heimatfront | |
| 7.9.9. Die Versorgung der Bevölkerung | |
| 7.9.10. Der totale Krieg | |

Damit wird für eine Überblicksausstellung eine ungewöhnlich detaillierte Darstellung der Ereignisse geboten und nur schwer lassen sich Themen und Fragen der Geschichte des Nationalsozialismus aufspüren, die nicht angemessen erwähnt werden. Selbst die Themenwand zur "Euthanasie" (7.9.3.) ist selbstverständlicher Bestandteil der Ausstellung, so dass die von Götz Aly

geäußerte Kritik in dieser Hinsicht zumindest nicht zutraf. Dass aber ausgerechnet Götz Aly Wand und Vitrine zur "Euthanasie" übersah, sagt nicht nur etwas über die Ausstellungsarchitektur aus, sondern auch über die Art und Weise der Präsentation dieser Bilder und Zeugnisse deutscher Geschichte, die sich konzeptionell auf wenige Dokumente beschränkt.

Eine konzeptionelle Ausstellungsdidaktik

Jedes der hier genannten Ausstellungskapitel wird von einem "Raumtext" eröffnet, und jedes vertiefende Thema von einem "Sequenztext", der sowohl das Allgemeine als auch das Spezifische anspricht. So vermerkt der Sequenztext zu den Olympischen Spielen 1936 (7.3.4.) auch die gleichzeitige Einrichtung des KZ Sachsenhausen und die Internierung der Berliner Sinti und Roma im Lager Marzahn. Dieser grundlegenden Textinformation werden Bilder, Dokumente und Objekte zugeordnet. Zu jedem einzelnen Thema ließen sich natürlich etliche Ausstellungen zusammenstellen und mit Unmengen von Dokumenten und Zeugnissen füllen. Die Ausstellungsbesucher mit einer Fülle von Dokumenten zu überwältigen, war offensichtlich nicht das Anliegen der Kuratoren des DHM. Stattdessen gingen sie den umgekehrten Weg und wählten zentrale, gewissermaßen stellvertretende Objekte, Zeugnisse und Dokumente aus, die wesentliche Aspekte des einzelnen Themas ansprechen und punktuell vertiefen. Man könnte dies eine konzeptionell reduzierte Ausstellungsdidaktik nennen. Eine solche Vorgehensweise ist sich vermutlich der Tatsache bewusst, dass in einer Überblicksausstellung nicht sämtliche Fragen geklärt werden können. Im konkreten Beispiel heißt das:

7.3.6. Rundfunk und Film als Massenmedien

Ein einführender Thementext, ein Filmplakat "Der Berg ruft", ein Filmplakat "La Habanera" mit Zarah Leander, eine Vitrine mit "Volksempfänger" von 1935 und drei Fotos, ein Plakat "Hier hören Sie die Führer-Rede" sowie ein drittes Film-Plakat "SA Mann Brand". Jedem Plakat und Objekt sind darüber hinaus kurze Beschriftungen zugeordnet.

Eine solche Ausstellungswand kann allerdings nur vermitteln, dass die Medien bei der ideologischen Gleichschaltung der damaligen deutschen Öffentlichkeit eine wichtige Rolle gespielt haben. Welchen enormen Aufwand die Nazis mit den populären Medien betrieben und welche wichtigen Instrumente sie damit in der Hand hatten, kann sie leider nur andeuten.

Nicht anders stellen sich die übrigen, vertiefenden Ausstellungswände dar, zum Beispiel zur "NS-Architektur und Siedlungsbau" (7.3.8.): ein Thementext, eine Fotografie einer Einfamilienhaussiedlung, eine Broschüre "Die Siedlung als Stätte des Lebens", eine Zeitschriftendoppelseite über die Planung der Berliner Nord-Süd-Achse und schließlich ein Modell (1938) der monumentalen, für Berlin geplanten "Halle des Volkes". Wie radikal die Nazis Architektur und Städtebau bei der Umgestaltung vieler Städte einsetzten, lässt sich anhand dieser ausgewählten Exponate nur bestenfalls erahnen.



Die Ausstellungswand 7.3.6.:
Rundfunk und Film als Massenmedien

Foto Martin Schönfeld

Ärgerlich ist es allerdings, wenn zentrale Themen des nationalsozialistischen Terrorsystems mit einer solchen knappen Materialauswahl ihren historischen Stellenwert dramatisch einbüßen. Die Themenwand "Das System der Konzentrationslager" (7.5.4.) zeigt außer dem Sequenztext und einer 1934 in Frankreich herausgegebenen Deutschlandkarte, in der sämtliche, damals bekannte Konzentrationslager eingetragen sind, nur vier Fotos, einen Entlassungsschein, zwei Scheine "Lagergeld" des KZ Oranienburg sowie das 1934 in Karlsbad erschienene Buch "Oranienburg" von Gerhart Seger (1896-1967) als einen der ersten authentischen Berichte über die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Ganz abgesehen davon, dass diese Wand in der hintersten und dunkelsten Ecke unterhalb der Treppe zur Empore (NS-Kulturpolitik) untergebracht ist, lässt sich an dieser sparsamen Zusammenstellung nicht im geringsten erahnen, was in den KZ mit den Häftlingen geschah und welche Angst das Stichwort der Konzentrationslager außerhalb der KZ bewirkte. So sorgsam die einzelnen Zeugnisse, Dokumente und Objekte auch ausgewählt sind, so bleibt der damit vermittelte Erkenntnisgewinn ein zu geringer.

besonders liederlich

Nicht nur ärgerlich, sondern fast schon schäbig stellt sich eine Ausstellungswand zur Verfolgung der Homosexuellen dar. Ganz abgesehen davon, dass ihre Verfolgung den Ausstellungsmachern kein gesonderter Sequenztext wert war, tauchen sie allein im Thementext zum KZ-System (7.5.4.) als Wort innerhalb einer Aufzählung der in den Konzentrationslagern Festgehaltenen auf. Die ideologischen Zusammenhänge der Homosexuellenverfolgung werden nicht erläutert. Diese Wand begnügt sich deshalb mit einer altbekannten Fotografie (Polizisten vor dem geschlossenen El Dorado am 5.3.1933), einem



Die Schwulen in der Schmutzlecke:
Drei Dokumente zur Verfolgung der Homosexuellen
Foto Martin Schönfeld

zweiseitigen Bericht über eine Razzia in zwei als Schwulenlokalen verdächtigten Kneipen in Berlin (11.5.1935) sowie das Blatt eines Schutzhaftbefehls im Zusammenhang mit dem Paragraphen 175 (8.4.1936). Das ist wirklich alles!

Die Krönung des Ganzen sind auf dieser Wand schmutzige Flecken eines wohl entfernten Rahmens, Bildes oder Dokumentes – Frage: Was wurde dort entfernt? –, die nicht einmal kaschiert wurden. Das lässt sich unter der Rubrik "besonders liederlich" abhaken. Frage: Gibt es im DHM keine technischen Mitarbeiter?

Die Opfergruppe der Homosexuellen war es dem DHM und seinen Ausstellungsmachern offensichtlich nicht weiter wert.

Das Objekt als authentisches Geschichtszeugnis

Die Dauerausstellung des DHM stellt eine Abkehr von typischen historischen Ausstellungen als Bild-Text-Montage dar. Mit ihrer Materialvielfalt ist sie eher eine im besten Sinne kulturhistorische Ausstellung, denn sie arbeitet mit Texten, Fotografien, Plakaten, originalen Zeitschriften, Flugblättern, Propagandamaterialien, mit originalen Objekten wie Spielzeug, Möbeln, Fahnen, Bekleidung, Abzeichen usw. Auch Kunstwerke haben in dieser Ausstellung selbstverständlich ihren festen Platz als besonders vielschichtige Dokumente einer Zeit. Darüber hinaus präsentiert sie Schriftstücke, Ausweise, Korrespondenzen, sowohl im Original als auch als Faksimile. Weiter gibt es Film Darstellungen auf Monitoren oder auf hängenden Leinwänden (teilweise über der Ausstellung und damit sehr schlecht sichtbar) projiziert sowie Tonzugnisse, beispielsweise die Rede von Otto Wels vor dem Reichstag zum Ermächtigungsgesetz.

Ein wichtiger Grundgedanke für dieses Ausstellungsprinzip ist jener des für sich sprechenden Objekts, und damit setzt die DHM-Dauerausstellung das fort, was 1995 Christoph Stölzl, Gründungsdirektor des Museums, mit der Ausstellung "Bilder und Zeugnisse der deutschen Geschichte" begann und im Katalog-Vorwort als den "Dialog mit dem authentischen Geschichtszeugnis" bezeichnete, der dem Betrachter die "spürbare Nähe der Geschichte" vermittele. Objekte sollen als "historische Zeugnisse" – so der Ausstellungsführer 2006 – wirken, und durch die Bildung von Objektgruppen einer formalästhetischen Isolierung entgehen. Die Exponate sollen die Geschichte nicht illustrieren, sondern "bezeugen als Indizien des Geschichtsprozesses eine gelebte Wirklichkeit", so Hans Ottomeyer und Hans-Jörg Czech im



Leicht zu übersehen:
Die Ausstellungswand zur "Euthanasie"
Foto Martin Schönfeld

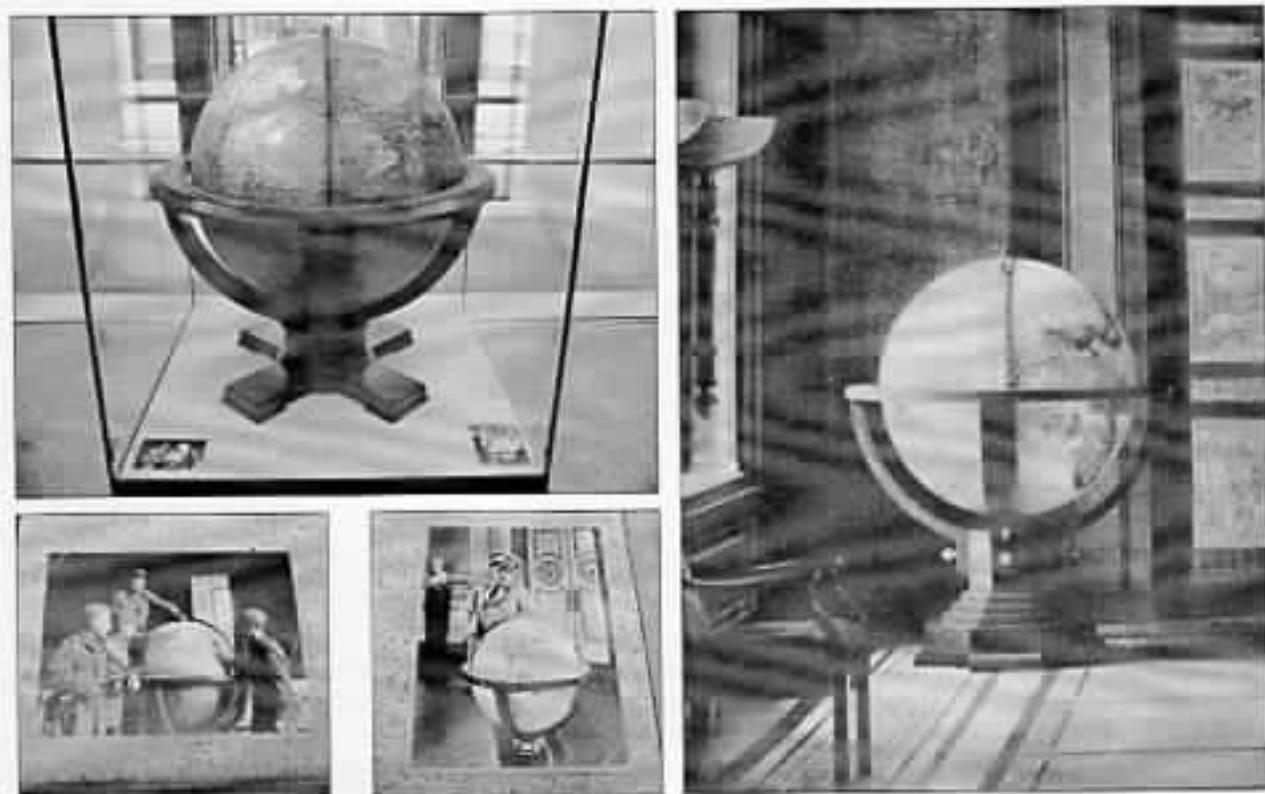
Ausstellungsführer. Doch leider geht dieses Konzept nur bedingt auf, denn nicht für jeden Besucher ist die Spezifik des Objekts rein hermeneutisch zu verstehen. Und vielfach wird die besondere Geschichte der einzelnen Exponate nicht genügend aufgeblättert:

So lässt sich Hitlers Schreibtisch aus der Reichskanzlei selbstverständlich als monumental und spätbiedermeierlich erkennen, aber weshalb der Tisch in der Zwischenzeit nicht verheizt wurde, wo er bislang geblieben war und wie er vor seiner Museumsaufstellung genutzt wurde, verrät das didaktische Ausstellungsbeiwerk leider nicht. Stattdessen ist auf dem Objektschild bloß zu lesen: "Im Zentrum der Neuen Reichskanzlei befand sich Hitlers 400 qm großes Arbeitszimmer mit seinem repräsentativen Schreibtisch, an dem er jedoch nur selten arbeitete; Hitler entschied meist aufgrund persönlicher Gespräche." Also wissen wir es jetzt, dass der Adolf ein fauler Hund war!

Bei anderen Exponaten muss die Aussagekraft der Objekte für die jeweilige Zeit als sehr begrenzt angesehen werden. Ein oxsenblutroter Kochtopf aus der Produktion der Emaillefabrik von Oskar Schindler in Krakau sagt nur sehr wenig über "Widerstand und Hilfe" (7.10.3.) aus, so das Thema dieser Vitrinenwand. Es mag zwar sensationell gewesen sein, überhaupt so einen Topf auf dem internationalen Markt der Objekte und Dokumente aufgetrieben zu haben, aber genügt das schon? Dieser Topf sagt weder etwas über Oskar Schindler, über seine Intrigen und Strategien zum Schutz seiner Arbeiter aus, noch etwas über die Geschützten, die die Hilfe Oskar Schindlers erfuhren. Um fünf Ecken ließe sich an diesem Objekt erzählen, dass Oskar Schindler seinen Widerstand und seine Hilfe für Verfolgte auf der Grundlage des ausbeuterischen Zwangsarbeitssystems praktizierte und die Geschützten gleichzeitig zum wirtschaftlichen Vorteil ihres Helfers schuften mussten. Doch davon erzählt der Kochtopf vordergründig nichts und die dazugehörige Beschriftung ebenfalls nicht. Wer die Bücher über Schindler nicht gelesen oder Spielbergs Film über Schindler nicht gesehen hat, wird mit dem Kochtopf nichts anfangen können, entweder darüber hinwegsehen oder Fragen entwickeln, die in der Ausstellung nicht beantwortet werden.

Ähnlich verhält es sich in der gleichen Vitrine mit dem "Belegschein" aus der Blindenwerkstatt von Otto Weidt in Berlin, zumal das Dokument wegen einer Faltung nicht einsehbar und damit nicht lesbar ist. Auch einen Hinweis auf das Museum "Blindenwerkstatt Otto Weidt", was nahelegend wäre, gibt es hier nicht. Immerhin ist dies der einzige Ort in der Ausstellung, an dem die Hilfe für Versteckte und Verfolgte in Berlin indirekt angesprochen wird.

Andere Dokumente in der Ausstellung sind ohne eine Erklärung schlichtweg unverständlich. So zeigt die von Götz Aly übersehene Ausstellungswand zur "Euthanasie" ein Schreiben der "Irrenanstalt Chelm, Post Lublin" (25.3.1941), das über den unerwarteten Herzschlag und Tod einer Patientin informiert. Wer nicht weiß, dass es sich bei dieser Anstalt schlichtweg um eine Tarn-



Falsche Fährte: Es ist nicht der Globus aus der Reichskanzlei wie der Bildvergleich zeigt.
Fotos Martin Schönfeld

adresse handelte, wird das Schreiben auf einen realen Ort der nationalsozialistischen Krankensterbeshandlungen beziehen, den es aber so nie gegeben hat. Die Beschriftung weist darauf nicht hin.

Wenn dem Exponat die Beschriftung gleich ganz fehlt, lässt sich die Aura der Geschichte nur noch entfernt erahnen: Eine offensichtlich allegorische Skulptur soll wohl die befreite Saar darstellen, und gleich neben ihr folgt ein Porträtkopf eines Herrn im fortgeschrittenen Alter, ebenfalls ohne jede Beschriftung. Zumindest die Besucher mit Audio Guide können unter der Nummer 709 vermutlich etwas über diese Büste erfahren. Die übrigen Ausstellungsbesucher müssen auf solche Kenntnisse verzichten und können sich Ihren Teil denken: Ist in den ersten sechs Monaten der Ausstellung niemandem dies aufgefallen? Hätte nicht längst schon eine Beschriftung vorgenommen werden können?

Hans Ottomeyer wies in einem Interview auf die kurze Vorbereitungszeit der Ausstellung hin und erklärte damit die möglichen Lücken. Bei der Durchsicht des 1995er Katalogs fällt aber auf, dass etliche Objekte und Dokumente der damaligen Ausstellung auch nun zu sehen sind. Und Texte dieses Kataloges finden sich ebenso in der heutigen Ausstellung, wie beispielsweise die Beschreibung und Interpretation der Kollwitz'schen Figurengruppe "Zwei wartende Soldatenfrauen" (1943). Also kann die fehlende Vorbereitungszeit nicht immer als Entschuldigung gelten. Immerhin sucht das DHM nun einen Kurator für die "Revision und Ergänzung der Texte und Beschriftungen" und für die "weitere Erschließung der Exponate" (Die Zeit, 30.11.2006) ihrer ständigen Ausstellung; ein erster Schritt!

Hitlers Globus ?

Ebenfalls ohne jede Beschriftung steht in der Sichtachse zwischen dem Zeughaus und dem Pei-Bau ein monumentaler Globus, der ungefähr zwischen Wien und Budapest durchschossen ist und weiter nordöstlich eine Delle als Spur eines weiteren Einschussversuchs aufweist. In seiner Vitrine liegen zusätzlich zwei Fotos aus, beide ebenfalls unkommentiert: Das eine zeigt sowjeti-

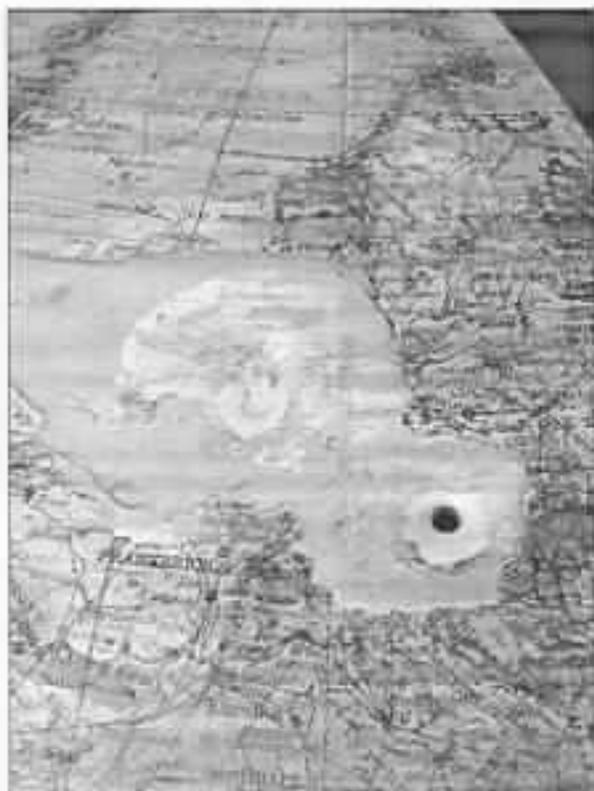
sche Soldaten um diesen oder einen vergleichbaren Globus stehend in einem offensichtlich kriegsbeschädigten monumentalen Innenraum. Ein Soldat hält ein Maschinengewehr. Ist er der Urheber des Einschusslochs? Stehen diese Soldaten in der Neuen Reichskanzlei von Adolf Hitler? Das zweite Foto ist ein Szenenfoto aus dem Film "Der große Diktator" von Charlie Chaplin (1940). Es zeigt Chaplin alias Adenoid Hynkel als Hitler-Persiflage an einem vergleichbar großem Globus, kurz bevor er mit der Weltkugel seinen berühmten Tanz vorführen wird.

Der vor dieser Vitrine stehende Betrachter muss also zu dem Schluss kommen, dass der hier ausgestellte Globus offensichtlich jener ist, der in Hitlers Arbeitszimmer in der Neuen Reichskanzlei stand. So sah es auch die Presse, etwa die Frankfurter Rundschau am 2.6.2006, die den Globus in ihrer Abbildung als "Globus aus Hitlers Reichskanzlei, den ein Rotarmist bei Kriegsende mit einem Schuß durchbohrte" unterschrieb. Die Irreführung dieser rein assoziativen Präsentationsform hat funktioniert.

Doch weit gefehlt: Der Globus im DHM ist nicht derjenige aus der Neuen Reichskanzlei, denn der war bei Kriegsende stark verbeult und soll sich heute im Märkischen Museum befinden. Auch ein schlichter Bildvergleich verdeutlicht die Unterschiede, vor allem am Fußteil und am Schaft des Objekts. Und es ist auch nicht derjenige vom Obersalzberg, den ein kräftiger Strich am Ural ausgezeichnet haben soll, als Grenze zwischen dem deutschen und dem japanischen Interessensgebiet. Im DHM vermutet man nun, dass ihr Globus eventuell im Auswärtigen Amt gestanden haben könnte. Aber nichts Genaues weiß man. Dennoch steht die Präsentation eines völlig ungeklärten Objekts nicht in Zweifel und Führungskräfte erklärten, dass die durch das Exponat vermittelte "Ahnung von Geschichte" die Besucher zu Fragen anregen könnte. Schön und gut, nur erhalten die Besucher keine Antwort!

Vertiefung ?

Dass die als "Themen- und Vertiefungsräume" angekündigten Kabinette seitlich des Ausstellungshauptweges nicht immer ihr Versprechen einlösen, ist schon beschrieben worden. Immerhin finden sich in der Ausstellung zu den teilweise spärlich bestückten Wänden auch Schubladen oder Dokumentenpulte, die Detailsblicke in das jeweilige Thema bieten. Doch auch sie erweisen sich vielfach als ein nicht erfülltes Versprechen zusätzlicher Informationen. Ganz abgesehen davon, dass etliche der Schubladen schlicht leer sind, liegen in den meisten anderen Schubladen Fotografien, Dokumente oder auch flache Objekte ohne jede Beschriftung aus. Der



Knapp daneben:
Der Einschuss in Hitlers vermeintlichem Globus
Fotos Martin Schönfeld





Die Vitrinenwand "Der zersplitterte Widerstand"

Foto Martin Schönfeld

Besucher erfährt nichts über ihre Provenienz, sie werden nicht datiert, nur schwer lesbare Dokumente werden nicht transkribiert und bleiben somit für die meisten Ausstellungsbesucher bedeutungslos. In einer Schublade im Themenbereich zum Widerstand in den vom Deutschen Reich besetzten europäischen Ländern fanden sich Karikaturen und satirische Bildgeschichten in Niederländisch und Norwegisch ohne jede Übersetzung oder Erläuterung, so dass ihr tieferer Sinn von den meisten Ausstellungsbesuchern nicht verstanden werden kann. Auch sie erweisen sich damit nur als das Versprechen von Vertiefung, das nicht erfüllt wird. Gingen die Ausstellungsmacher etwa davon aus, dass kurz vor dem Ende des Ausstellungsparcours es niemand mehr so genau wissen will? Das wäre bedenklich!

Nicht anders verhält es sich mit den Dokumentenpulten innerhalb des Ausstellungsbereiches zur Geschichte des Nationalsozialismus. Sie rufen viele verschiedene Personen oder Verfolgungsfälle auf, vertiefen diese aber nicht wirklich. Beispielsweise das Pult "Dokumente zur Schutzhaft im Dritten Reich". Es versammelt nur die Deckblätter der verschiedensten Verhaftungsvorgänge von verschiedenen Personen. Hier lässt sich kein "Fall" nachvollziehen, weil immer nur ein Blatt zu jeder Person aufgeführt ist. So erhält der Besucher den oberflächlichen Eindruck, dass "Schutzhaft" offensichtlich auch mit Bürokratie verbunden war. Aber das konnte sich der Besucher auch vorher schon denken.

Und ist eine Häftlingskarteikarte aus dem KZ Brandenburg dann wirklich ein aussagekräftiges Dokument? Daran erfahren wir nur, dass Fritz Schild, früher SPD-Mitglied, geboren am 10.6.1884 in Brieg, illegale SPD-Schriften verteilt hat und deshalb in "Schutzhaft" genommen wurde. Aber was sagt das schon aus? Wir erfahren nicht, ob er überlebt hat? Wo er nach 1945 gelebt hat? Usw. usf. Fragen an die deutsche Geschichte, die alle unbeantwortet bleiben.

Die NS-Opfer werden so auf diese Weise nur für einen Moment angetippt. Zu erfahren ist über sie nichts, rein gar nichts in einer solchen Präsentationsform. Damit werden Opfer aber auf den Status der Material-Dekoration erniedrigt.

So erweisen sich diese und andere Zusatzangebote nur als eine Form der Untermalung: Den wenigen Fotografien an der Ausstellungswand werden in Schubladen oder auf Dokumentenpulten weitere Fotografien beigegeben, allerdings dann zumeist ohne jede Beschriftung und Information.

Eine Individualisierung von Verfolgung im Nationalsozialismus, wofür ein Dokumentenpult genügend Platz böte, findet nur selten statt, beispielsweise in der Europakarte, welche die verschiedenen Orte von Exil, Flucht, Versteck und schließlich Ermordung des Berliner Malers Felix Nussbaum zeigt, der mit zwei Gemälden in der Ausstellung vertreten ist. Doch nicht immer geschieht das so klar mit Hinterleuchtung wie bei Felix Nussbaum. Die Dokumentenfolge zur Ermordung der Patientin Margot Geiger (7.9.3. Euthanasie) hängt den Schriftverkehr in eine schwach beleuchtete Vitrine, so dass dieser schlecht lesbar ist. Besser erkennbar ist die Dokumentenfolge über den Oberschützen Heinz Taatz (6.8.1919 – März 1942), der an der Ostfront fiel. Ihre Schriftstücke lassen die Konfrontation der Familie mit dem Tod ihres Angehörigen nachvollziehbar werden.

Vertiefung könnte in dieser Ausstellungs-Epoche 1933-1945 auch heißen, dass auf die in Berlin und Brandenburg vorhandenen fachspezifischen Gedenkstätten und Museen verwiesen werden würde, beispielsweise an der Vitrinenwand "Der zersplitterte Widerstand" (7.11.3.), die einen scheinbar wahllosen Griff in das weite Thema darbietet und offensichtlich als eine symbolische

Setzung die Breite und Verschiedenheit der Widerstandsmotive andeuten möchte. Das gelingt natürlich nicht, wenn unbeschriftete Fotografien ohne jeden Abbildungsausweis Personen in militärischen Uniformen zeigen und dem Betrachter damit nur mitteilen, dass es sich hierbei wohl um Militärangehörige gehandelt haben muss. Wie sinnvoll wäre gerade hier ein Verweis auf die Gedenkstätte Deutscher Widerstand in der Berliner Stauffenbergstraße gewesen.

Die Würde der Opfer

Dass die Themen der Vernichtungslager und vor allem das Thema Auschwitz in eine hintere Raumecke verbannt wurde, ist bereits beschrieben worden. Wer in diese Vertiefungsräume gelangen möchte muss bezeichnenderweise die Themen "Die Flucht der Zivilbevölkerung" (7.8.9.) und "Der Vormarsch der Roten Armee" (7.8.8.) durchschreiten. Auschwitz dient dabei als das hervortretende Symbol für den Völkermord. Dessen andere Orte Chelmo, Belzec, Sobibor und Treblinka werden im Sequenztext "Vernichtungslager" (7.10.5.) erwähnt. Ein paar Dokumente an der Wand sprechen die bürokratische Organisation des Völkermords und die Ausplünderung der Opfer an.

In diesem Abschnitt ist die Ausstellung offensichtlich um die Würde der Opfer bemüht und verwendet nur wenige Fotografien mit Leichen, etwa das bekannte Bild der offenen Leichenverbrennung im Kiefernwald von Birkenau. Stattdessen werden stark vergrößerte Fotos aus der Häftlingskartei von Auschwitz herangezogen, welche die Opfer als Menschen, als Lebendige zeigen. Die Veranschaulichung des eigentlich unbeschreiblichen Massenmordes von Auschwitz-Birkenau wird dem großformatigen Modell des Krematoriums II überlassen, das Mieczyslaw Stobierski erstmalig 1947 für die Gedenkstätte in Auschwitz geschaffen hatte und 1995 für das DHM reproduzierte. Mit seinen circa 3.000 einzelnen Figuren beschreibt es den Ablauf des Mordens. Aber als Modell, so expressiv es im Detail auch ausgeführt ist, nimmt es dem Geschehen die Schockwirkung und kann im Rahmen einer solchen Ausstellung auch als eine Form der Verharmlosung kritisiert werden.



Leider geht die Ausstellung nicht an allen Orten so rücksichtsvoll mit den Opfern um. So findet sich eine Fotografie von den Mordaktionen der Einsatzgruppen (7.8.4.) tatsächlich mit der Bildunterschrift: "Exekutionskommando des Polizeibataillons 322 beim Entladen von Juden [sic!] an einem Panzergraben" (Raum Mogilew, Weißrussland, 1941/1942). Der Ausdruck "Entladen von Juden" übernimmt die Diktion der Nationalsozialisten. Ob sich diese Formulierung einem offiziellen Bildtitel verdankt, wird von den Ausstellungsaotoren nicht kenntlich gemacht. Auch im Umgang mit von den Nationalsozialisten benutzten Begriffen fehlt den



Ausstellungsmachern teilweise die notwendige Sensibilität. Den Begriff Euthanasie bloß mit "(Sterbehilfe)" zu übersetzen, nimmt dem Themenkomplex seinen Zynismus und

An Stelle von Leichenfotos: Das Modell des Krematoriums II in Auschwitz-Birkenau von Mieczyslaw Stobierski (1995).
Fotos Martin Schönfeld

formalisiert die von den Nazis intendierte Tarnung ihrer Verbrechen als "schönen Tod", so die wörtliche Übersetzung des aus dem Griechischen stammenden Wortes.

Die Würde der Opfer wird auch dann nicht genügend berücksichtigt, wenn Dokumente ihrer Verfolgung im Nachweis oder in der Beschriftung keine Aussage über den Verfolgten enthalten. Zumindest die Lebensdaten der betroffenen Person hätten in solchen Fällen ermittelt und hinzugefügt werden können. Was bei jedem Verfasser eines Gemäldes oder einer Grafik in der Ausstellung geschieht, wird den bloßen Opfern der Verfolgung nicht zugebilligt. Beispielsweise enthält die Beschriftung der "Kennkarte" von Lea Grundig keine Angabe ihres Todesjahres, aus dem hätte geschlossen werden können, dass sie dennoch die Verfolgung durch den Nationalsozialismus überlebt hat. Das entsprechende Datum wäre im Fall von Lea Grundig leicht zu ermitteln gewesen. Eine Jahreszahl hätte hier schon genügt.

So verlieren sich viele Personen, welche die Ausstellung mit ihrem Namen aufruft, im Nichts der Geschichte und des Völkermords. In der Ausstellung existieren sie nur für den Moment ihres Dokumentes, etwa einer Mitgliedskarte des Kulturbundes Deutscher Juden usw. Sie tauchen aus dem Nichts auf und verschwinden wiederum darin.

Impressionen des Nationalsozialismus

Das Prinzip der Ausstellung "NS-Regime und Zweiter Weltkrieg 1933-1945" in der Ausstellung "Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen aus zwei Jahrtausenden" im Deutschen Historischen Museum liegt im Berühren von Themen, im Aufrufen von Themenstellungen einer spezifischen Zeit. Die Ausstellung zielt auf einen Besucher, der diese Themen aus dem Geschichtsunterricht seiner Schulzeit kennt und sich beim Durchgang durch die Ausstellung durch die aufgerufenen Themen an das einst Gelernte erinnert, nickt, ja da waren doch auch die Sinti und Roma, da waren die Juden, und da gab es ja auch Auschwitz. Ab und an tritt er in ein seitliches Kabinett hinein, sieht Hitlers Schreibtisch, betrachtet die Ausrüstung einer Propaganda-Einheit an der Front oder die verrostete Brennkammer einer V-2 Rakete, die von den Nazis propagierte "Wunderwaffe".

Es ist eine Geschichtsdarstellung im Durchlauf, die im Flanieren absolviert wird und damit im Grunde an ein filmisches Präsentationsprinzip anschließt. Sie ist nicht auf ein Verweilen in der Geschichte angelegt. Studienplätze zur Vertiefung in Akten, Büchern und anderen Materialien sind nur begrenzt vorgesehen und erweisen sich dann im Detail eher als eine Untermalung statt als eine Information. Nur in einer Ecke des ersten Raumes, gleich am Anfang steht ein Tisch, sechs Stühle drum, völlig leer, völlig ungenutzt, ohne jedes Angebot.

Die Bilder, Zeugnisse, Dokumente und Objekte werden in dieser Ausstellung als Symbole für eine Zeit und ein Geschehen eingesetzt. Für Kunstwerke und ihre offene Interpretationsstruktur kann ein solches Ausstellungsprinzip funktionieren. An ihnen stellen sich dem Betrachter genügend Möglichkeiten, sein eigenes Denken einzubringen. Für historische Dokumente und Objekte greift aber ein solches Symbolprinzip zu kurz, weil ihr Aussagewert ohne wesentliche Kontextinformationen bedenklich schwindet. Deshalb ist diese Ausstellungsepoche der Jahre 1933-1945 nur ein begrenzter Wissens-Pool, weil die Ausstellungsmacher offensichtlich davon ausgehen, dass Datenbanken, Bücher und spezielle Dokumentationen in eine solche Folge symbolischer Setzungen nur schwer hineinpassen. Aber wäre nicht beispielsweise die Auslage des im Frühjahr 2006 vom Bundesarchiv Koblenz neu aufgelegten "Gedenkbuches Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945" mit seinen vier Bänden und 3820 Seiten sowohl eine starke symbolische Setzung als auch ein wichtiges Angebot der Vertiefung gewesen? Das geschieht leider nicht. Auf ein Wiederkommen der Besucher zum Zwecke der thematischen Vertiefung ist die Ausstellung offensichtlich nicht angelegt, wogegen schon allein das Prozedere von Eintrittsgeld und Zwangskennzeichnung stünde. So kommt die Ausstellung über das gängige Betrachtungs-Prinzip einer konventionellen Kunstaussstellung nicht hinaus. Das Museum als Ort der Information, des Studiums und der Vertiefung, wenn es über reine Objekthermeneutik hinausgehen soll, wird in der Konzeption dieser ständigen Ausstellung nicht genügend wahrgenommen. Die Ausstellung begnügt sich deshalb mit dem

Prinzip einer Impression von Geschichte, einen Hauch von und dem oberflächlichen Gefühl einer bestimmten Zeit. Mit ihren Ausstellungsstücken geht sie assoziativ um, was etwa für die Darstellung der höfischen Wohnkultur des Rokoko ausreichen mag, den Dokumenten von Terror und bürokratischer Verfolgung des Nationalsozialismus aber nicht gerecht wird.

Nachwort: schwarzes Emblem auf gelbem Grund

Am Tag meines Ausstellungsbesuches war die Farbe Gelb dran. Dem Deutschen Historischen Museum genügt nicht bloß eine Eintrittskarte. Nein, jeder Besucher muss das Emblem des Hauses deutlich sichtbar an seiner Kleidung tragen, damit die Ausstellungswärter erkennen können, ob Eintrittsgeld gezahlt wurde oder nicht. Und die Garderobenfrau befiehlt: "den Sticker macht man an!"



Eine solche Form der Zwangskennzeichnung von Ausstellungsbesuchern bekommt in einem Deutschen Historischen Museum einen sehr fahlen Beigeschmack: Hatten wir das nicht schon einmal? Gab es nicht schon einmal eine Zeit, in der die Menschen sich durch irgendwelche Abzeichen und Embleme hervortun wollten oder auszeichnen mussten? Typisch deutsche Traditionen werden damit gleich angelehrt. Und wenn dieser Bonbon noch nicht an Brust oder Schulter sitzt, wird der Besucher in schroffem Ton dazu von den Wärtern aufgefordert. Diese Uniformierung zu verweigern und einen Ausstellungsbesuch lang durchzuhalten, ist eine besondere Form des Spießrutenlaufens und kann jedem Besucher als individuelle Erfahrung nur empfohlen werden. Und damit niemand mogelt, wechseln täglich die Farben, weshalb es nicht an jedem Tag die besonders problematische Kombination von schwarzem Emblem auf gelbem Grund gibt.

Nun ließe sich gegen die Kritik einwenden, dass ein solcher Sticker keine genuine Erfindung des DHM ist. Beispielsweise hatte das Victoria and Albert Museum (London) Ende der 1980er Jahre diejenigen Besucher mit einem freiwilligen Ankleber ausgezeichnet, die trotz des freien Eintritts eine Spende als symbolisches Eintrittsgeld gaben. Der Sticker wies sie als freiwillige Förderer des Museums aus. Im V&A blieb das später folgende obligatorische Eintrittsgeld wegen der dramatisch sinkenden Besucherzahl nur eine vorübergehende Phase der 1990er Jahre. Im DHM dagegen kann auch heute der Besucher dank des obligatorischen Eintrittsgeldes durch leere Räume wandeln und die Aufseher aus ihrer Einsamkeit aufschrecken. War der Ankleber im V&A ein Ausweis der stolzen Förderung, so übernimmt er im DHM eine Kontrollfunktion und das ist für ein Deutsches Historisches Museum eine sehr bedenkliche Tradition.

Dabei ist es nicht einsichtig, weshalb im DHM überhaupt ein Eintrittsgeld verlangt wird? Weshalb wird eine solche Zugangshürde geschaffen, die ärmere und finanziell benachteiligte gesellschaftliche Gruppen vom Museumsbesuch abhält, die das häufigere Wiederkommen in die umfassenden Ausstellungsabteilungen hemmt? Ist das DHM nicht eine wichtige Bildungseinrichtung, welche die Wissensvermittlung fördern und nicht einschränken sollte? Weshalb die Ausstellungshallen mit einem Eintrittsgeld künstlich leer halten? Gerade eine solche fundamentale Ausstellung über die deutsche Geschichte hat einen wichtigen kulturellen Auftrag und sollte deshalb keine zusätzlichen Zugangshürden aufweisen.

Martin Schönfeld

Deutsches Historisches Museum, Unter den Linden 2, 10117 Berlin. Öffnungszeiten: täglich von 10 bis 18 Uhr, Eintritt 4 Euro (inklusive Zwangssticker).

Einen Katalog zur Ausstellung gibt es nicht, dafür einen Ausstellungsführer (192 Seiten): Leonore Koschnick (Hrsg.): Deutsches Historisches Museum, Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen, Prestel-Museumsführer, München/Berlin/London/New York 2006. Preis 10 Euro.

Geschichtsort Olympiagelände

Jahrzehntelang geschah nichts! Statt Information und Aufklärung über den politischen und ideologischen Zusammenhang des sogenannten Reichssportfeldes legte sich Schweigen über dessen besondere Geschichte und Funktion im Nationalsozialismus. Die Kriegsschäden wurden ausgebessert, die Maifeld-Tribüne wieder hergerichtet und der Glockenturm, Schluss- und Höhepunkt der axial ausgerichteten Anlage, wieder aufgebaut (1961-62). Olympiastadion, Maifeld und Waldbühne waren selbstverständliche Orte der West-Berliner Freizeit-, Sport- und Eventkultur – man denke nur an die jährlich stattfindende "Große Polizeischau" oder an das berühmte Konzert der Rolling Stones 1965. Und wenn es Rückbezüge zu den Olympischen Spielen von 1936 gab, dann nur im affirmativen Sinne, etwa die Anbringung einer Gedenktafel für Carl Diem (1882-1962), der nicht nur einer der Haupt-Initiatoren und -Organisatoren dieser Spiele war, sondern auch noch am 18. März 1945 im Sportforum mit einem "flammenden Appell" Jugendliche in den Opfertod fürs Vaterland jagte. Dennoch blieb sein Image ohne jeden Makel, so dass u.a. Straßen, Hochschulen und Kasernen ganz unbefangen nach Diem benannt wurden. Dass mit seiner und mit der Geschichte des Olympiastadions doch etwas im Argen liegen muss, darauf machten "Autonome" im Vorfeld der Berliner Olympia-Bewerbung 1993 aufmerksam. Bei einer Stadionbesichtigung ließen sie die Gedenktafel einfach mitgehen. Und dennoch blieben das Stadion und das Olympiagelände ohne jeglichen Kommentar. Selbst die Ausstellung über die Olympischen Spiele 1936, welche die Stiftung "Topographie des Terrors" 1996 durchführte, blieb ohne eine didaktische Konsequenz vor Ort.

Erst ein internationales Großspektakel, die Fußballweltmeisterschaft 2006, bewirkte, dass etwas geschah. Nicht nur das Stadion selbst wurde 2000-2004 aufwendig saniert und mit einem fast geschlossenen Rundum-Dach versehen. Nun endlich wurden 2004/2005 ein "Ort der Information" (vor dem Stadiontor) und eine Historische Kommentierung geschaffen, über die Stefanie Endlich bereits im Mitgliederrundbrief Nr. 53 (Juni 2005) ausführlich berichtet hat. Die Kommentierung begann mit 26 Stationen am Olympiastadion und konnte 2005/2006 mit weiteren 19 Informationstafeln im Bereich des Deutschen Sportforums, des Maifeldes, des Glockenturms und Langemarckhalle und der Waldbühne fort geführt werden.

Überraschenderweise blieben der "Ort der Information" und die "Historische Kommentierung" nicht die einzigen Maßnahmen zur historischen Erläuterung des Olympiageländes. Fast siebzig Jahre nach den Olympischen Spielen 1936 wurde am 4. Mai 2006 die Dokumentationsausstellung "Geschichtsort Olympiagelände 1909 1936 2006" im Tribünenunterbau des Maifeldes, direkt unter der Langemarckhalle, eröffnet. Bereits 2004 war das Deutsche Historische Museum vom Land Berlin und von der Bundesregierung mit der Erarbeitung einer solchen Dokumentationsausstellung beauftragt worden. Dabei liefen beide Projekte gleichzeitig, und die Arbeitsgruppe der Historischen Kommentierung um Stefanie Endlich erfuhr erst spät von dieser "Parallelaktion", obwohl mit Reinhard Rürup und Wolfgang Schäche zwei ausgewiesene Experten den wissenschaftlichen Beiräten beider Projekte angehörten. Bei einem solchen Nebeneinander war die Furcht vor einer kostspieligen und im Grunde unnötigen Dopplung nicht unbegründet.

Die nun zusätzlich entstandene Ausstellung "Geschichtsort Olympiagelände" bettet das Ereignis der Olympischen Spiele 1936 in einen breiten historischen, sporthistorischen und politischen Kontext ein. Jenseits der sehr neutral berichtenden Informationstafeln der Historischen Kommentierung versucht die Ausstellung eine "kritische Lektüre und Interpretation" dieser Geschichte vorzunehmen. Und dabei überrascht sie teilweise sehr positiv.

Die Ausstellung ist eine reine Dokumentationsausstellung. Obwohl sie in geschlossenen Räumen untergebracht ist, beschränkt sie sich auf Ausstellungstafeln mit Text-Bild-Zusammenstellungen, einer Computeranimation zur Baugeschichte des Olympiageländes und einer Filmpräsentation mit Zeitzeugenberichten und weiteren Hintergrundinformationen. Die Text-Bild-Ausstellungstafeln gliedern sich in folgende Kapitel:

- Sport, Gesellschaft und Politik
- Die Olympischen Spiele 1936
- Baugeschichte des Olympia-Geländes
- Nutzung des Geländes
- Geschichte eines Mythos: Langemarck

Die Ausstellungstafeln arbeiten mit kurzen, präzisen Texten und stellvertretenden exemplarischen Abbildungen. Bei begrenztem Platz können selbstverständlich nur Basisinformationen geliefert werden. Dennoch ist den Autoren der Ausstellung ein vielschichtiger Blick auf das Thema gelungen, so dass beispielsweise auch die Boykott-Diskussion um die 1936er Spiele, der Ausschluss von Sportlerinnen und Sportlern jüdischer Herkunft (mit einzelnen Fallbeispielen), die im Vorfeld der Spiele vorgenommene Internierung der Berliner Sinti und Roma im "Zigeunerlager" Marzahn, der im Juli 1936 begonnene Bau des KZ Sachsenhausen angesprochen werden. So entsteht auf knapper Fläche ein vielschichtiger und ideologiekritisch reflektierter Blick auf die Ereignisse um das Berliner Olympiagelände.

Während die ersten vier Ausstellungskapitel, die Computeranimation und die Filmpräsentation im Erdgeschoss des Tribünenbaus, direkt unter der Langemarckhalle gezeigt werden, kam das fünfte Kapitel zur "Geschichte eines Mythos" in einem separaten Nebenraum dieser Halle zur Aufstellung. Mit elf Ausstellungstafeln wird sehr differenziert die Entstehung des Mythos von der "Schlacht bei Langemarck", seine Einbindung in eine zunächst vorrangig studentische Mythospflege, die Gleichschaltung dieser Erinnerung durch die Nationalsozialisten, die Verbindung dieses Mythos mit dem Sport- und Opfergedanken, die Entstehungsgeschichte der Langemarckhalle als Bauwerk, ihre Nutzung als ein erstes nationalsozialistisches Ehrenmal für die Kriegstoten und ihre Einbeziehung in die Zeremonie der Olympischen Spiele 1936 dargestellt. Nur zwei Aufsteller finden sich in der Langemarckhalle selbst und erläutern die den "Tod fürs Vaterland" verherrlichenden Zitate von Friedrich Hölderlin und Walter Flex an den Seitenwänden der Halle. Sonst wird aber die karge Ästhetik dieser Halle nicht weiter gebrochen, was sicherlich auch kritisch zu diskutieren ist. So wird aber der sterile Raum zum Kunststück und seine kultische Funktion damit gewissermaßen bestätigt. Eine Präsentation der Ausstellungstafeln in der Langemarckhalle wäre nicht unangemessen gewesen, zumal durch den Einbau des Fahrstuhls die Halle sowieso nicht mehr in ihrer Gesamtheit erlebbar ist. So aber bleibt die Langemarckhalle eine Weihehalle.

In ihrem Kapitel zur Nutzung des Geländes passt sich die Ausstellung der schleichenden Privatisierung von Stadion und Sportforum an. So lautet eine der letzten Tafeln auch: "Das Stadion von Hertha BSC". Aber auch hier geht den Autoren der differenzierte Blick auf die Dinge nicht verloren und so wird die Verwicklung des Berliner Traditions-Vereins in den Bundesligaskandal um Spielmanipula-



Bild oben: Blick in die Ausstellung Geschichtsort Olympiagelände

Bild unten: Die Ausstellung über den Langemarck-Mythos

Fotos: Martin Schönfeld

tionen in den 1970er Jahren zumindest nicht verschwiegen.

Der Gesamteindruck dieser Dokumentationsausstellung ist ein positiver, weil die Ausstellung ideologiekritisch angelegt ist und den politischen, militaristischen und ideologischen Zusammenhang von Sport, Olympia-Gelände und Olympischen Spielen 1936 herausstellt. Die Hauptaussage der Ausstellung liegt wesentlich in der Herausarbeitung des gravierenden Zusammenhangs von Sport und Militär, gewissermaßen auch als das Hauptthema dieses Olympiageländes. Diese Interpretation bezieht sich jedoch vorrangig auf historische Ereignisse und berücksichtigt dabei nicht genügend die Gestaltung des Geländes.

Hinsichtlich der Analyse der Architektur zeigt die Ausstellung entscheidende Schwächen. Nur ein einziger Satz nähert sich dieser Frage an: "Sehr klar kommen in deren baulicher Gestaltung die politischen Intentionen des NS-Staates und die Propagandaabsichten im Zusammenhang mit den olympischen Spielen zum Ausdruck." Aber woran manifestieren sich diese Intentionen? Kein Wort zum Neoklassizismus der 1930er Jahre, kein Wort über die strenge Rasterung des Gestaltungskonzepts, kein Wort zur Natursteinverkleidung der Stahlbetonstruktur der Gebäude, kein Wort über die straffe Symmetrie und Axialität als Abbild des NS-Führerprinzips, kein Bezug zur Architektur antiker Stadien. Und dass das Olympiagelände das einzige fertig gestellte Projekt nationalsozialistischer Stadtplanung ist, das "erste nationalsozialistische Gesamtkunstwerk" gewissermaßen, das größte erhaltene nationalsozialistische Bau- und Flächendenkmal in Berlin, bleibt ebenso unerwähnt. Aber genau das gibt diesem Ort seinen historischen Wert, denn

schließlich sind das Stadion und das Gelände seit 1966 in der Denkmalliste von West-Berlin eingetragen. Doch nicht nur dies fehlt. Der Architekt Werner March (1894-1976), sein ursprüngliches Konzept für das Stadion und der Eingriff von Albert Speer in die Planungen hätten ebenfalls eine differenzierte Erwähnung verdient.

Ob die Dokumentationsausstellung ein breites Publikum finden wird, bleibt abzuwarten. Dieser etwas abgelegene Ort, der mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur schwer zu erreichen ist, stellt zumindest ein gewisses Hin-

demnis dar. Auch der relativ hohe Eintrittspreis, gekoppelt an den eintrittspflichtigen Glockenturm, kann ein Hemmnis darstellen. Und die Besucher des Glockenturms, viele Reisegruppen, haben zumeist keine Zeit für die Besichtigung einer solchen Ausstellung.

Martin Schönfeld

Die Ausstellung ist vom 1. April bis 31. Oktober jeweils von 9 bis 18 Uhr geöffnet. Der Eintrittspreis betrug im Sommer 2006 Euro 3,50.

Katalog zur Ausstellung:

Rainer Rother (Hrsg.): *Geschichtsort Olympiagelände 1909 1936 2006*, Berlin 2006, 160 Seiten, etliche Abbildungen aus der Ausstellung und zusätzliche einführende Texte. Preis: 12,80 Euro.



Bild oben: Ausstellungstafeln erläutern die Nutzung der Langemarckhalle

Bild unten: Blick in die Langemarck-Halle

Fotos: Martin Schönfeld

Gedenkorte im Südwesten Frankreichs

Das Lager Rivesaltes (Département Pyrénées orientales, Region Languedoc-Roussillon, nächste größere Stadt Perpignan) ist ein Musterbeispiel für die verschiedenen, immer für die Insassen unerfreulichen Nutzungen, die solche Orte und "totale Institutionen" auszeichnen. Breitenau in Hessen (Kloster, Arbeitshaus, frühes KZ, Arbeitserziehungslager, Mädchenerziehungsheim, Psychiatrisches Krankenhaus) ist mit 6 verschiedenen aufeinander folgenden Nutzungen in Deutschland wohl das vielfältigste, allerdings umfasst seine Geschichte mehrere Jahrhunderte. Rivesaltes wurde im "kurzen 20. Jahrhundert" noch weit vielfältiger genutzt. 1935 begannen die Planungen für ein Militärlager auf der Hochebene in der Nähe von Rivesaltes. Das französische Verteidigungsministerium erwarb ein Gelände von 600 Hektar Größe. Ein Lager wurde gerade dort geplant wegen der Nähe zur Küste und damit zu den französischen Kolonien, insbesondere Algerien. Im Jahr 1938 wurde mit dem Bau begonnen. Das Lager wurde nach dem in Rivesaltes geborenen Marschall von Frankreich Joseph Joffre benannt. Nachdem sich die französische Regierung im Januar 1939 entschlossen hatte, zivile Flüchtlinge aus Spanien in Frankreich aufzunehmen und im Februar dann auch die Grenze für die im spanischen Bürgerkrieg unterlegenen republikanischen Soldaten öffnete, kamen in einem Vierteljahr 500.000 Flüchtlinge aus Spanien nach Frankreich. Sie wurden u.a. kurzfristig in Rivesaltes untergebracht. Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden in Frankreich lebende Deutsche und Österreicher, Flüchtlinge vor NS-Verfolgung, dort interniert. 1942 diente Rivesaltes als Sammellager für Juden vor der Deportation "in den Osten". Nach der Besetzung auch Südfrankreichs durch die Deutschen wurde Rivesaltes als Materiallager der Besatzungsarmee genutzt. Nach der deutschen Niederlage 1945 wurden deutsche Kriegsgefangene und französische Kollaborateure hier gefangen gehalten. Am Ende des Algerienkriegs wurden von dort Evakuierte, d.h. sog. *pieds noirs* (Bewohner Algeriens europäischer Herkunft) und vor allem Harkis, d.h. Personen arabischer Herkunft, die auf Seite der Franzosen gekämpft hatten, mit ihren Familien ins Lager Rivesaltes gebracht. Während die *pieds noirs* sehr bald in Frankreich angesiedelt wurden, kümmerte sich die französische Regierung wenig um die Harkis, die bis zum Ende der sechziger Jahre in Rivesaltes hinter Stacheldraht leben mussten. In der Zeit von 1939 bis 1970 sind rund 600.000 Personen in Rivesaltes gefangen gehalten worden. Nachdem die letzten Harkis Rivesaltes verlassen hatten, stand das Lager leer. Es ist heute wieder im Besitz des Verteidigungsministeriums, das dort in einem Teil der Baracken ein Abschiebegefängnis eingerichtet hat. Der größte Teil des Geländes wird nicht genutzt, entsprechend – vor allem durch Vandalismus – sind die vor 20 Jahren noch gut erhaltenen Baracken nun verfallen. Das Gelände steht kurz vor dem Verkauf zur gewerblichen Nutzung. Seit einigen Jahren bemüht sich eine Gedenkstätteninitiative in der Region, wenigstens einen Teil von dieser gewerblichen Nutzung auszunehmen und eine Gedenkstätte zu errichten. (1)

Das Lager Rivesaltes im Jahr 2006

Repro nach Gedenkstättenrundbrief 8/2006, Foto rechts Angelika Meyer





Repros oben: Die letzten republikanischen Kämpfer, die den Rückzug deckten, geben ihre Waffen ab und überschreiten die französische Grenze.

Repro rechts: Internierte Spanienkämpfer in einem Lager in Südfrankreich

Repros nach:

- Prolog für ein neues Spanien, 1966
- Der Spanische Bürgerkrieg, 1961



Verfallene Baracken im Lager Rivesaltes im Oktober 2006
Fotos Angelika Meyer



Vom 26. – 29.10.2006 widmete sich das dritte deutsch-französische Gedenkstättenseminar unter dem Titel "Auswege aus nationalen Krisen in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts: Deutschland, Frankreich, Spanien" den Problemen des Gedenkens in Rivesaltes und seiner Umgebung. Es wird hier nicht versucht, einen Bericht über den Ablauf des gesamten Seminars zu verfassen. So werden die Ausführungen zu den Entwicklungen der deutschen Gedenkstätten (Volkhard Knigge, Stiftungsdirektor der Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora) nicht referiert, auch einige während der Veranstaltung vorgestellte spanische Gedenkprojekte, die sich noch in der Planungsphase befinden, werden nicht behandelt. Die Geschichte der südwestfranzösischen Lager, auch Rivesaltes, als Internierungsort für deutschsprachige Flüchtlinge in Frankreich nach Beginn des Krieges 1939 wurde nicht im Einzelnen behandelt, auch nicht die Phase, in der Rivesaltes als Sammellager vor der Deportation diente. Über die für die deutschen TeilnehmerInnen nicht so bekannten Themen der aus Spanien und Algerien Geflohenen gab es historische Informationen:

Über die Schwierigkeiten des Übergangs von der Franco-Diktatur zur Demokratie und die sich daraus ergebenden Probleme beim Gedenken an die spanische Republik und die Republikaner sprach der Historiker Jean-Francois Berdah (Toulouse). Schlechtes Gewissen hat in Frankreich, wo das Thema der Spanienflüchtlinge erst 2004 einer größeren Öffentlichkeit bekannt wurde, und selbstverständlich vor allem in Spanien das Gedenken an sie lange verhindert. Rund 500.000 Menschen flohen nach der Niederlage der spanischen Republik nach Frankreich. Dort war man nicht auf diese Massenflucht vorbereitet. Im Januar 1939 wurde die Grenze für Frauen, Kinder und Verwundete geöffnet, die dann in den grenznahen Orten in Baracken oder leerstehenden Fabriken, Ställen etc. untergebracht wurden. Nachdem Ende Februar 1939 die Grenze auch für die nicht verwundeten republikanischen Soldaten geöffnet wurde (ihre Waffen mussten sie an der Grenze abgeben) wurden hinter der Grenze auf den Stränden Lager improvisiert. Es wurden vom französischen Militär dort Stacheldrahteinzäunungen errichtet, sonst gab es – außer der notwendigsten Versorgung mit Nahrungsmitteln – nichts. Erst im Herbst 1939, nachdem sich bis dahin die Gefangenen nur notdürftig mit Binsendächern und dergl. schützen konnten, wurde mit dem Bau von Baracken begonnen. Aufgrund eines im 19. Jahrhundert zwischen Spanien und Frankreich geschlossenen Vertrages, der bestimmte, dass politischen Flüchtlingen in beiden Ländern der Aufenthalt in der Grenzregion nicht gestattet werden sollte, wurden die meisten der Spanienflüchtlinge in der Folgezeit auf Standorte im Inneren Frankreichs verteilt. Einige wanderten weiter, z.B. nach Mexiko. Von den in Frankreich Verbliebenen sind viele später unter deutscher Besatzung als "Rotspanier" in Konzentrationslager gekommen. Andere lebten in Arbeitskolonnen, die z.T. auch von den Deutschen übernommen wurden. Wieder andere beteiligten sich am französischen Widerstand gegen die Besatzer. Die Strandlager bestanden, wenn auch mit sehr viel weniger Insassen als am Anfang, bis 1942; Infolgedessen haben sich viele der Flüchtlinge im Südwesten Frankreichs angesiedelt. Sie und ihre Erinnerungen blieben bis vor kurzem unbeachtet. Nachdem sich aber vor allem in dieser Gegend Vereinigungen der Kinder von Spanienflüchtlingen gebildet haben, die eine Interessenvertretung darstellen und sich deutlich artikulieren, hat z.B. Präsident Chirac die Beteiligung der Spanienflüchtlinge am Widerstand gegen die deutsche Besatzung in Frankreich gewürdigt. Die "Kinder"-Vereinigungen erhalten z.T. staatliche Unterstützung. Einige Vertreter dieser Vereinigungen waren auf dem Seminar, und mich berührte es seltsam, wie sie ihre Wut über Frankreich, das ihre Eltern und sie schlecht aufgenommen habe, ausdrückten und sich heute vor allem als Opfer sehen. Nach meiner Erinnerung hätten ihre Eltern sich früher keinesfalls so sehen wollen, damals bestanden sie darauf, Kämpfer gewesen zu sein. Die Kinder bezeichnen die Strandlager für die Spanienflüchtlinge als "Konzentrationslager", was die deutschen Teilnehmer des Seminars schockierte. Der Internetseite des Gedenkstättenprojekts Rivesaltes entnehme ich allerdings, dass man dort "camp de concentration" definiert als seit 1916 in Europa verbreitete Bezeichnung für Lager, in denen fremde Bevölkerungsteile interniert wurden, von denen vermutet wurde, dass sie feindlich gesinnt seien" (camp regroupant des populations étrangères présumées hostiles). Wenn man sich in dem Projekt auf diese Formulierung geeinigt hat, wäre die Bezeichnung der Strandlager als "Konzentrationslager" eher verständlich. Allerdings besteht damit die Gefahr, dass alle, die diese

Definition nicht kennen, in Rivesaltes und Argèles ein Dachau oder Buchenwald sehen. Das kann nicht im Interesse des Projekts sein.

In Spanien selbst ist die Situation anders. Die Bevölkerung wurde in den Demokratisierungsprozess, der "von oben" kam, nicht einbezogen und die Beteiligten vereinbarten den "Pacto de silencio", der von der ersten demokratisch gewählten konservativen Regierung eingehalten und von der ersten sozialistischen mit einer Amnestie besiegelt wurde. Obwohl noch immer in Spanien fast überall Straßen nach Franco benannt sind und Franco-Denkmäler stehen, kommt langsam die Aufarbeitung der Geschichte der Republik und des Bürgerkriegs voran. Vor allem werden die Ermordeten aus den Massengräbern exhumiert, untersucht und bestattet, in der inzwischen autonomen Region Katalonien gibt es auch den Beginn der Planung von Gedenkstätten/Museen.

Der Historiker Dr. Gilles Manceron, der Soziologe Dr. Mohand Hamoumou und der Doktorand im Fach Geschichte Francois Xavier Hautreux, alle aus Paris, sprachen über die Harkis. Gilles Manceron berichtete zunächst über Rivesaltes als Auffanglager der sog. *pieds noirs*. Dabei handelt es sich um die europäischen Einwohner des (von den Franzosen) bis 1962 als Teil Frankreichs angesehenen Algeriens. Sie gaben sich in den letzten Monaten des Algerienkriegs diesen Namen, weil die offizielle Bezeichnung "Rückkehrer" auf die meisten nicht zutraf. Sie waren nie vorher in Frankreich gewesen. Entweder waren sie in Algerien geboren als Nachkommen von Franzosen, die bereits schon lange in Algerien lebten, oder sie oder ihre Vorfahren waren aus anderen europäischen Ländern nach Algerien ausgewandert. Alle Europäer, auch die nicht aus Frankreich stammenden, waren aber bis 1962 gegenüber den Algeriern privilegiert. Diese wurden von der Verwaltung alle als "musulmans" bezeichnet. Das ging so weit, dass das Appellationsgericht Algier entschied, auch Einheimische, die Christen geworden waren, seien "musulmans". Diese Privilegierung wurde nach der Flucht der *pieds noirs* und der Harkis nach Frankreich fortgesetzt. Ein Erlass legte fest, dass die Harkis erst außerhalb der Lager angesiedelt werden würden, wenn die Integration der "Rückkehrer", also der *pieds noirs*, abgeschlossen sei. Die Harkis wurden dann, wie Mohand Hamoumou ausführte – wie der gesamte Algerienkrieg, von dem man in Frankreich bis 1999 nur als "Die Ereignisse" sprach, verleugnet. Aber auch die Harkis selbst haben bis vor kurzem, als sie und ihre Kinder eine Bürgerrechtsbewegung gründeten, über ihre Erfahrungen geschwiegen. In Algerien ist das Thema nach wie vor tabu. Dass ein Teil der arabischen Bevölkerung nicht für die Befreiungsbewegung FLN, sondern für die Franzosen, d.h. für das Verbleiben Algeriens bei Frankreich, kämpfte, wird dort verschwiegen, aber nicht nur das, sondern die gesamte Geschichte des Landes zwischen 1830 (als es von Frankreich erobert wurde) und der Entstehung der FLN wird nicht bearbeitet. In Frankreich begann die Erinnerung an die Harkis mit einem Fernsehfilm von 1972. 1988 gab es die Dissertation von Hamoumou, die 1993 veröffentlicht wurde. Seitdem gibt es einige Studien über die Integration der Harkis. In der Vereinbarung von Evian von 1962, die den Rückzug der Franzosen aus Algerien regelten, war von der FLN zugesagt worden, dass sowohl die Europäer in Algerien als auch die Harkis unbelästigt dort bleiben könnten. Das wurde nicht eingehalten. Es kam zu z.T. bestialischen Massakern an Harkis, bei denen auf jeden Fall Zehntausende, vermutlich zwischen 50.000 und 80.000 umkamen. Die französische Armee, die noch bis 1964 in Algerien war, kümmerte sich auf Befehl de Gaulles nicht darum. Es gelang einem Teil der Harkis und ihrer Familien, nach Frankreich zu fliehen. Das geschah meistens durch Befehlsverweigerung ihrer französischen Vorgesetzten, die beim Abzug ihres Truppenteils auch die Harkis mitnahmen. Die Regierung sprach ihnen aber das Recht ab, sich in Frankreich aufzuhalten und sie wurden in Militär-Lager im Larzac (Hochebene in den Cevennen) und später in Rivesaltes eingesperrt. Sie wurden als Waldarbeiter eingesetzt und zwei Generationen von ihnen lebten lange Zeit dort (Höchstdauer des Lageraufenthalts ist 15 Jahre). Durch das Lagerleben und die schlechten Möglichkeiten der Ausbildung hatte auch die zweite Generation kaum Chancen, sich in Frankreich einzuleben. Hamoumou führt diese lange Verleugnung des Problems darauf zurück, dass die französische Linke sich bedingungslos mit der FLN identifiziert und u.a. auch bis heute noch nicht wahrnehmen will, dass diese erhebliche Demokratiedefizite aufweist, um es milde auszudrücken. 2001 hat der Präsident eine feierliche Ehrenerklärung für die Harkis abgegeben, was

aber weiter zu keinen Konsequenzen führte. F.X. Hautier ergänzte diese Informationen noch mit Details, von denen vor allem wichtig ist, dass vor dem 1. Juli 1962 mit Teilen der französischen Armee etwa 10.000 Harkis mit ihren Angehörigen nach Frankreich gelangten und nach diesem Termin bis 1963 weitere 28.000 flohen. Insgesamt sind 60.000 muslimische Menschen, die sich als Franzosen ansahen, aus Algerien nach Frankreich gekommen.

Marianne Petit, die von der Regionalregierung zur Leiterin des Projekts ernannt wurde, führte durch das Lagergelände von Rivesaltes und erläuterte die Vorhaben. Die (lt. Volkhard Knigge, der das Lager vor 20 Jahren gesehen hatte) damals noch gut erhaltenen Steinbaracken (z.T. mit Wandmalereien der Häftlinge) sind inzwischen durch Vandalismus alle mehr oder weniger zerstört. Es gibt noch aufgehendes Mauerwerk, aber kein heiles Dach mehr. Das Verteidigungsministerium, das nur einen kleinen Teil des Geländes als Abschiebehäftenanstalt nutzt, hat schon seit längerer Zeit die Absicht gehabt, das Gelände zu verkaufen. Als der Plan, aus dem Lagergelände eine Anlage zur Reinigung von Klärschlämmen zu machen, bekannt wurde, bildete sich in Perpignan eine Bürgerinitiative, um das zu verhindern und eine Gedenkstätte zu errichten. Nach einiger Zeit engagierten sich auch Regionalpolitiker für die Gedenkstätte, dazu kamen Prominente wie der inzwischen gestorbene Literaturnobelpreisträger Claude Simon, Beate und Serge Klarsfeld, Simone Veil, Robert Badinter. Als erster Schritt wurden in den Jahren 1994 - 1999 an der durch das Lagergelände führenden (öffentlichen) Straße 3 Gedenksteine errichtet: für die jüdischen Flüchtlinge, die später deportiert wurden, für die hier internierten republikanischen Spanier und die ausländischen Spanienkämpfer, für die Harkis. Dazu kommen aus 2003 zwei Tafeln mit Aufzählung aller in dieser Sache beteiligten Funktionäre.

Die Regionalregierung, die sich für das Gebiet, das ansonsten touristisch nicht bedeutend ist, Besucher und damit Touristen erhofft, hat für 1 Million Euro 42 Hektar (von 600) des Geländes mit einigen der Steinbaracken erworben. Dies wird der Ort der Gedenkstätte werden. Sie will auch bei den übrigen Käufern des Geländes, das nun als Gewerbegebiet ausgewiesen ist, darauf hinwirken, dass das Gedenken an das Lager bewahrt wird, z.B. Straßen nach ehemaligen Häftlingen benannt werden. Das zukünftige Gedenkstätten-Gelände wurde inzwischen für 6 Millionen Euro saniert, d.h. Asbest und von Termiten beschädigte Teile wurden entsorgt. Einige der Steinbaracken sollen so weit wieder hergerichtet werden, dass sie ohne Gefahr von den Besuchern betreten werden können. Gleichzeitig wurde die Geschichte des Lagers erforscht. In allen Phasen des Lagers hatten Hilfsorganisationen, die die Insassen unterstützten, Zutritt. (3) So entstand das "Tagebuch von Rivesaltes" der Schweizer Krankenschwester Friedel Bohny-Reiter, die 1941-42 dort arbeitete, die "Bibel" des Gedenkstätten-Projekts. Andere Zeitzeugenberichte, auch von den Einwohnern der Umgebung, werden gesammelt und natürlich vor allem

Gedenksteine am Lager Rivesaltes

Fotos Angelika Meyer



Fotos und Gegenstände für die zukünftige Ausstellung. Die so sehr vielfältigen Nutzungen des Lagers machen die Aufgabe nicht leicht: Es muss ganz klar werden, dass in diesem Lager zwar alle Insassen unrechtmäßig gefangen waren, dass sie aber dort nicht umgebracht und auch nicht gequält wurden, wenn man einmal die Qual durch die schlechten Lebensumstände ausnimmt: Mangelhafte Wasserversorgung durch Zisternen, nicht ausreichende Versorgung mit Essen, zu enge Belegung der Baracken und schlechte sanitäre Verhältnisse. Aufgrund der allgemeinen Knappheit an Lebensmitteln war die Todesrate im Lager in den Jahren 1945/46, als es mit deutschen Kriegsgefangenen und französischen Kollaborateuren belegt war, am höchsten. Sehr schwierig ist der Umgang mit den verschiedenen, miteinander konkurrierenden Opfergruppen. Im Jahre 2005 wurde ein Architekturwettbewerb zur Gestaltung des Geländes veranstaltet, den Rudi Ricotti gewann. (4) Über den 2005 veranstalteten Architekturwettbewerb und das Projekt des Preisträgers Rudy Ricotti berichtet ein Artikel im Gedenkstättenrundbrief 8/2006. Es ist merkwürdig, dass sich auch in Rivesaltes die gleiche Geschichte abspielt wie bei den älteren Gedenkstätten in Deutschland oder auch Polen: Zunächst wird, obwohl Überreste des Lagers erhalten sind, der historische Ort mit einer neugebauten Anlage monumental überformt. Hier soll es eine gewaltige Betonplatte werden, die schräg bis zur Höhe der Firste der Baracken ansteigt und unter der also unterirdisch, (wie in Oradour oder beim Denkmal für die ermordeten Juden Europas), sich die Räume der Ausstellung und die übrigen bei der Arbeit der Gedenkstätte notwendigen Bereiche befinden.

Gedenksteine in Argèles sur Mer an den früheren Lagerstandorten

Fotos Angelika Meyer



Weitere Gedenkorte der Umgebung wurden vom Gedenkstättenseminar besucht, so Argèles-sur-Mer, ein Badeort, der 1939 Standpunkt eines der "Strandlager" für aus Spanien geflüchtete republikanische Kämpfer war und in dem auch aus Spanien geflüchtete Frauen, Kinder und alte Leute in Baracken, Ställen etc. untergebracht waren. In Argèles sind 40 der Spanienflüchtlinge im Lager gestorben und es wurde ein Friedhof speziell für sie angelegt. Dieser wurde bei einer Überschwemmung vollständig zerstört. Stattdessen wurde am Ort des ehemaligen Friedhofs von einem Bruder eines der dort Bestatteten eine Gedenkstele errichtet, auf der die 40 Namen genannt werden. Vom Strandlager, das sich damals über 6 Kilometer weit hinzog, ist heute nichts mehr erhalten. Das damals unbebaute Gelände wird heute touristisch genutzt und weist die übliche Bebauung eines Badeorts mit Hotels, Ferienhäusern und Restaurants auf. Am Ort des Lagertors gibt es einen Gedenkstein.

In der Nähe liegt die Stadt Elne. Ein Gedenkort dort ist eine ehemals prächtige Villa, die sich ein levantinischer Zigarettenfabrikant in der Belle époque erbaut hat. Sie wurde nach dem ersten Weltkrieg verkauft, die neuen Besitzer waren aber nur an dem Land, nicht an dem Gebäude interessiert und der Bau verfiel. In diesem Zustand sah ihn 1939 die Schweizer Rot-

kreuzschwester Elisabeth Eidenbenz, die von Schweizer Hilfsorganisationen nach Spanien geschickt worden war und schon dort vor allem als Kinderpflegerin gearbeitet hatte. Mit den Flüchtlingen kam sie nach Frankreich, erwarb für die sie beauftragenden Hilfswerke die Villa in Elne und richtete dort die "Maternité Suisse" ein. Frauen der Flüchtlinge wurden aus den Lagern Argèles, Rivesaltes, Barcarès, St. Cyprien gebracht, wenn sie schwanger waren, um sich vor der Entbindung zu erholen, unter menschenwürdigen Bedingungen ihr Kind zu bekommen und um auch nach der Entbindung noch eine Erholungszeit zu haben. Kleinkinder, die krank oder unterernährt waren, wurden dort gepflegt. Es sind 600 Geburten dort belegt, bis das Haus 1944 von den Deutschen geschlossen wurde. Zunächst waren in der "Maternité Suisse" nur Frauen von Spanienflüchtlingen, später unterstützte Elisabeth Eidenbenz auch Frauen und Kinder der anderen, in den Lagern internierten Gruppen. Sie nahm auch Neugeborene jüdischer Flüchtlinge auf, deren Eltern in der Region untergetaucht waren und gab sie als Kinder spanischer Flüchtlinge aus. Elisabeth Eidenbenz wurde wegen dieser Rettungsaktionen von Yad Vashem als "Gerechte unter den Völkern" ausgezeichnet. Das Gebäude der "Maternité Suisse" wechselte nach 1944 mehrmals den Besitzer, der letzte, ein Künstler, bemüht sich darum, es zu einer Gedenkstätte umzubauen. Es gibt bereits, da Elisabeth Eidenbenz einen großen Bestand an Fotos von ihrer Arbeit, den Müttern und den Kindern hinterließ, eine Ausstellung und eine Dia-Schau. Auch einige Erinnerungsstücke, die noch aus der Zeit 1939-44 herrühren sollen, werden gezeigt. Während bei unserem Besuch der Besitzer den Ausbau zur Gedenkstätte als sein persönliches Projekt schilderte, entnehme ich der Internetseite der Stadt Elne, dass für den Ankauf der Villa durch die Stadt geworben und z.Zt. im Internet dazu eine Unterschriftensammlung veranstaltet wird.

Christiane Hoss

Anmerkungen:

- (1) Die Abschiebung von nicht mehr geduldeten Ausländern ist in Frankreich Sache des Militärs.
- (2) Siehe Gedenkstättenrundbrief Nr. 8/2006.
- (3) Deren Tätigkeit ist in der Forschung sehr umstritten: "Für jeden, der sich mit der Arbeit der Hilfsorganisationen beschäftigt, stellt sich die Frage, inwieweit humanitäre Hilfe nicht der Unmenschlichkeit Vorschub leistet, indem sie den Status quo für die Betroffenen verlängert." Doris Oberschernitzky in Exilforschung Nr. 21, 2003, S.284.
- (4) Siehe Gedenkstättenrundbrief Nr. 8/2006.

Die Villa der Maternité Suisse in Elne

Fotos Angelika Meyer



In den Fußstapfen von Lisa und Hans Fittko durch die Pyrenäen

Anlässlich eines Gedenkstättenseminars, das unter dem Titel "Auswege aus den nationalen Krisen des 20. Jahrhunderts – Bildungsarbeit und Pädagogik in spanischen, französischen und deutschen Gedenkstätten" zwischen dem 25. und 29. Oktober 2006 in Prades in der Nähe von Perpignan im französischen Teil Kataloniens stattfand, nutzten vier Mitglieder der Varian-Fry-Arbeitsgruppe, Marion Neumann, Angelika Meyer, Sabine Hillebrecht und Sabine Büchau, die Gelegenheit, um die so genannte F-Route abzuwandern, auf der in der Zeit von September 1940 bis Anfang April 1941 Lisa und Hans Fittko sehr viele ihnen von Varian Fry geschickte Flüchtlinge an die spanische Grenze brachten. Zu dieser Zeit war Flüchtlingen aus dem NS-Machtbereich eine legale Ausreise aus Frankreich kaum noch möglich. Anschließend konnten sie ihren Weg durch Spanien nach Portugal mit dem Zug bzw. dem Flugzeug fortsetzen.

Da der Weg von Cerbère aus, dem letzten Ort vor der spanischen Grenze, wegen zunehmender Kontrollen nicht mehr sicher genug war, musste ein neuer gefunden werden. Von Banyuls aus gab es einen alten Schmugglerweg, der unter dem Namen "la route Lister" bekannt war; Lister, General der republikanischen Armee, benutzte ihn während des Spanischen Bürgerkrieges für seine Truppen. Darüber hinaus unterstützte der sozialistische Bürgermeister von Banyuls tatkräftig die Aktivitäten der Fittkos, vor allem auch bei der Lösung alltäglicher Probleme wie Unterkunft und Lebensmittelkarten, und die Bevölkerung Banyuls akzeptierte sie weitgehend als zwei der Ihren.

Als wir in Banyuls uns noch einmal nach dem Einstieg in den Wanderweg erkundigten, erfuhren wir bei der Touristeninformation, dass es in Puig del Mas, wo der "ausgeschilderte" Wanderweg beginnen sollte, ein Fittko-Denkmal gibt, was uns bis dahin noch nicht bekannt war und das wir schließlich nach mehrfachem Nachfragen auch fanden. (Abb. 1, 2)

Da der Weg nicht besonders gut ausgewiesen war – obwohl es ein offizieller Wanderweg ist –, waren wir immer wieder darauf angewiesen, uns die Schilderungen Lisa Fittkos und anderer Protagonisten in Erinnerung zu rufen, um den richtigen Weg zu finden, wenn man überhaupt von einem Weg sprechen konnte. Wir hatten Glück: Das Wetter war zum ersten Mal wieder schön, aber das hieß auch, dass die Sonne schweißtreibend (Ende Oktober mit 25 Grad) schien. Schatten gab es selten. Es ging durch die Weinstöcke, steile Geröllwege bergan,



Abb. 1 + 2:
Das Fittko-Denkmal in Puig del Mas
Fotos Angelika Meyer





Abb. 3 oben: Blick zurück nach Banyuls
Abb. 4 rechts: Weg zwischen den Weinstöcken

Abb. 5 unten links: Auf dem Kamm angekommen;
Vor uns liegt die spanische Grenze und in der Ferne
kann man Cerbère und Port-Bou erkennen.
Abb. 6 unten rechts: Hinter uns liegt Frankreich mit
Banyuls und Cerbère an der Küste.

Fotos Angelika Meyer

zwischendurch wieder ein Stückchen Straße, über Geröllfelder, die auf der einen Seite steil abfielen, und immer wieder mussten wir anhalten, um uns zu vergewissern, ob wir noch auf dem rechten Weg waren. (Abb. 3, 4) Wir hatten zwar fast die ganze Zeit unser Ziel im Blick, aber dazwischen lagen doch immerhin 690 Höhenmeter und verschiedene Bergrücken, die zunächst erst einmal alle ähnlich aussahen. Die Landschaft bot einen wunderschönen Anblick: "Ich erinnere mich, dass ich damals auf dem Weg zurück [nach Marseille] das erste Mal mit offenen Augen die Gegend sah, das unwirklich blaue Meer und die Bergketten mit den grünen Weinbergen, dazwischen schon etwas Gold, und ein Himmel so blau wie das Meer. Man kann es nicht schildern, man muss dort gewesen sein." (Lisa Fittko: Mein Weg über die Pyrenäen, München 2004, Seite 138)

Nach circa drei Stunden hatten wir dann den Bergkamm erreicht, von dem aus man einen beeindruckenden Ausblick genießen konnte: "Das Bild erschien so unverhofft vor mir, dass ich einen Augenblick an eine Fata Morgana glaubte. Weit unten, von wo wir gekommen waren, sah man wieder das tiefblaue Mittelmeer. Auf der anderen Seite, vor uns, fielen schroffe Klippen ab auf eine Glasplatte aus durchsichtigem Türkis – ein zweites Meer? Ja natürlich, das war die





Abb. 7 links: Auf dem Weg nach Cerbère.

Abb. 8 rechts: Der Bahnhof von Cerbère: Hier entstand das letzte Foto mit Varian Fry vor seiner Ausweisung aus Frankreich.

Fotos Angelika Meyer

spanische Küste. Hinter uns, im Norden, im Halbkreis, Kataloniens Roussillon mit der Côte Vermeille, der Zinnober-Küste, einer herbstlichen Erde mit unzähligen gelb-roten Tönen. Ich schnappte nach Luft. Solche Schönheit hatte ich noch nie gesehen." (Lisa Fittko: ebd. Seite 150 f.)

Von diesem Punkt aus waren alle drei Städte zu sehen, die bei der Flucht über die Pyrenäen eine entscheidende Rolle spielten: Banyuls, Cerbère und Port-Bou. (Abb. 5, 6) Es war für uns auch nachvollziehbar, dass die Flüchtlinge nur bis zur unsichtbaren Grenze gebracht werden und den Weg nach Port-Bou zur spanischen Grenzstation, bei der sie sich melden mussten, dann allein bewältigen konnten: Von oben war alles gut zu erkennen.

Nach einem stärkenden Picknick vor dieser imposanten Kulisse machten wir uns auf den Rückweg. Allerdings spielte uns dabei die schlechte Ausschilderung, das Schicksal oder – wie Marion meinte – Freud einen Streich, sodass wir nicht den eigentlich geplanten Weg einschlugen, sondern unversehends auf dem Weg nach Cerbère gelandet waren und somit wahrscheinlich auch noch einen zweiten Fluchtweg erkunden konnten, wenn auch in verkehrter Richtung. (Abb. 7) Dieser war – nach kurzem Abstieg durch mühsameres Terrain – insgesamt einfacher zu bewältigen, da es sich um einen breiteren Weg handelt, der heute bis zu einer gewissen Höhe auch mit einem geländegängigen Fahrzeug zu befahren ist, sodass die Vorstellung, dass Alma Mahler Werfel, die als eine der Letzten zusammen mit Franz Werfel, Lion und Marta Feuchtwanger, Heinrich, Nelly und Golo Mann diesen Weg gegangen war und dies in "Stöckelschuhen", zwar immer noch etwas abwegig erschien, aber nicht völlig absurd.

In großer Eile erreichten wir dann schließlich noch den geplanten Zug zurück nach Banyuls – über den hatten wir uns vorsichtshalber schon dort erkundigt –, nachdem wir, wie es schien, Kilometer unter dem Bahngelände von Cerbère durch nicht enden wollende Tunnel gestürmt waren. (Abb. 8)

Unsere Achtung vor der Leistung der Flüchtlinge, die untrainiert ohne geeignetes Schuhwerk unter ungeheurem psychischem Druck diese Wege bewältigt haben, ist nach dem eigenen Erleben gewaltig gestiegen.

Zu Lisa Fittkos ersten Schützlingen gehörte auch Walter Benjamin, der zusammen mit Henny Gurland und deren Sohn José die F-Route nahm. Sie waren auch die Einzigen (nach den oben genannten Erinnerungen von Lisa Fittko), die aufgrund der stets wechselnden Konditionen auf spanischem Boden zunächst abgewiesen wurden. Benjamin war diesem Druck offensichtlich nicht gewachsen und nahm sich in einem Hotel in Port-Bou, in dem die Drei über Nacht einquartiert wurden, um am nächsten Morgen nach Frankreich zurückgeschickt zu werden, das Leben. Heute erinnert ein dreiteiliges Denkmal "Passagen" von Dani Karavan an ihn, das zwischen 1990 und 1994 direkt neben dem Friedhof von Port-Bou errichtet wurde, auf dem Benjamin wahrscheinlich in einem Massengrab beigesetzt wurde; darüber hinaus gibt es ein Grabmal auf diesem Friedhof. (Abb. 9-12)

Sabine Büchau

Abb. 9 links: Benjamin-Denkmal in Port-Bou – Die Treppe. Abb. 10 rechts: Benjamin-Denkmal in Port Bou – Der Korridor. Abb. 11 unten rechts: Benjamin-Denkmal in Port-Bou – Die Plattform. Rechts neben der Plattform soll sich das Massengrab befinden, in dem Benjamin schließlich beigesetzt wurde. Abb. 12 unten links: Das Grabmal für Walter Benjamin auf dem Friedhof von Port-Bou.

Fotos Angelika Meyer



"Meine erste Heimatstadt"

Sonja Mühlberger berichtet über ihre Kindheit im Exil in Shanghai

Das deutschsprachige Exil in Shanghai geriet erst ab Mitte der 1990er Jahre ins allgemeine Bewusstsein. Damals gründete sich beim Verein Aktives Museum ein Arbeitskreis zu dieser Frage, der 1997 eine internationale Konferenz zum Thema, eine vielbeachtete Ausstellung im Jüdischen Museum durchführte und im Jahr 2000 eine umfassende Dokumentation veröffentlichte. Einer der unermüdbaren Akteure dieses Arbeitskreises ist Sonja Mühlberger. Vor allem knüpfte sie internationale Kontakte und konnte somit dazu beitragen, dass wichtige Dokumente ermittelt wurden und alte Verbindungen wieder hergestellt werden konnten. Sie unterstützt und motiviert auch immer wieder Wissenschaftler und Journalisten, die sich mit dem Thema des Exils in Shanghai befassen. Auch für chinesische Historikerinnen und Historiker hat sie sich immer wieder eingesetzt. Auch ihrem Engagement wird es mit zu verdanken sein, wenn in der Boomtown Shanghai die Erinnerung an das dortige deutschsprachige Exil lebendig gehalten wird und wenigstens einige dieser historischen Orte in Shanghai substantiell erhalten werden können. Über die ersten Ansätze der Aufarbeitung dieser besonderen Geschichte in China selbst berichtete Sonja Mühlberger zuletzt im Mitgliederrundbrief des Aktiven Museums Nr. 54 im Dezember 2005.

Nun hat Sonja Mühlberger ihre Erinnerungen an ihre Kindheit im Exil in Shanghai in der Reihe "Jüdische Miniaturen" im Verlag Hentrich&Hentrich veröffentlicht, und ihr gelingt in der ihr eigenen so klaren und gut lesbaren Sprache gleich dreierlei: ein kurzer einführender Abriss in die Geschichte des deutschsprachigen Exils in Shanghai, eine eindrückliche Schilderung des Exils der "kleinen Leute" und eine Beschreibung von Kindheit im Exil.

Ihre Eltern Ilse Herzfeld und Hermann Krips verfügten über fast keine Beziehungen, die ihnen bei der Auswanderung hätten helfen können. Sie stand noch in der Schneiderlehre und er war gelernter Kaufmann; beide waren sie jüdischer Herkunft. Mit zunehmender Verfolgung stieg der Wunsch nach einer Ausreise. Aber wohin und wer konnte helfen? Als dann Hermann Krips nach dem Novemberpogrom 1938 in Dachau interniert wurde, unternahm Ilse Krips alles, um eine Auswanderung zu erreichen und mit dem Ausreise-Versprechen ihren Mann aus dem KZ freizubekommen. Als Exilort kam nur noch Shanghai in Frage, wo die Einreise von keinem Visumszwang reglementiert war. Ende März 1939 konnte die Reise beginnen. Zurück ließen sie nicht nur alle Vermögenswerte, sondern auch die Eltern und andere Verwandte, die sie nie mehr wieder sehen sollten. Doch sie fuhren nicht allein nach Shanghai: Kurz vor der Abreise merkte Ilse Krips, dass sie schwanger war. So kam ihre Tochter Sonja am 26. Oktober 1939 bereits im Exil zur Welt.

In Shanghai konnte für die Flüchtlinge von Freiheit keine Rede sein. Sie waren in großen Heimen im Stadtteil Hongkew untergebracht und ihre Bewegungsmöglichkeiten waren sehr begrenzt. Schließlich wurde dieser Stadtteil von 1943 bis 1945 zum Ghetto erklärt, das am Ende des 2. Weltkrieges von militärischen Kampfhandlungen betroffen war. In dieser extremen Situation konnten sich die Eltern nur mit Hilfsarbeiten notdürftig über Wasser halten. Hermann Krips schlug sich u.a. als Eier-Verkäufer durch. Das Überleben war an die Anpassung an die Umstände gebunden: "nur wer praktisch war, konnte diese schwierige Zeit einigermaßen gut überstehen", schreibt Sonja Mühlberger. Ein kleines Zimmer mit löchrigem Dach wurde ihr Zuhause. Dabei waren die europäischen Flüchtlinge nicht die einzigen in Shanghai. Bereits 1937 waren aus dem Norden Chinas etliche Chinesen vor der japanischen Besatzung nach Shanghai geflüchtet.

Konnte diese extreme Lebenssituation der geeignete Rahmen für eine Kindheit sein? Es gab keine andere Wahl und so fand auch in dieser Zeit und an diesem fernen Ort Kindheit im Exil statt. Sie war integriert in den täglichen Kampf ums Überleben und in die gegenseitige Hilfe der Flüchtlinge untereinander. Das betraf nicht nur die ärztliche Versorgung, sondern auch den sozialen Austausch. Weil Sonja Mühlberger ihre Großeltern nicht mehr kennen lernen konnte, übernahm ein Bekannter die Rolle des Ersatz-Großvaters. Das Kind kannte keine andere Situati-

on als das Exil. Es hatte kein Heimweh, weil es die Heimat nicht kannte, und die Sorge um die in Deutschland zurückgelassenen Angehörigen war für das Kind nur theoretisch. Noch die so karge Ernährung wurde als gegeben hingenommen, denn es fehlte der Vergleich. So schreibt Sonja Mühlberger, dass sie Hunger in diesem Sinne nicht erlebt hat, auch wenn ihre Eltern ganz bitterlich hungern mussten. Und dennoch gab es in dieser prekären Situation immer auch Raum für Spiel mit anderen Kindern aus dem Kreis der europäischen Flüchtlinge, und aus dem Nichts wurde einfachstes Spielzeug gefertigt, das die Fantasie anregte. Diese Kindheit fand im wesentlichen im Kreis der europäischen Flüchtlinge statt. Mit der chinesischen Bevölkerung hatte man nur wenige Berührungspunkte.

Auch erinnert sich Sonja Mühlberger an Geräusche und Gerüche, denen sie teilweise bei ihren jüngsten Reisen nach Shanghai wieder begegnet ist. Ihr gelingt eine sehr präzise Beschreibung des Exils in Shanghai, das von beengten Verhältnissen und der Beschränkung auf das Nötigste geprägt war. Das politische Geschehen um Shanghai war ihr als Kind nur am Rande bewusst. Kindheit im Exil beschreibt Sonja Mühlberger als einen selbstverständlichen Bestandteil einer extremen Lebenssituation. Aber es gab sie, und das macht ihren Bericht so lesenswert.

Ihre eigentliche Heimat musste sie erst noch kennen lernen: Im Sommer 1947 kehrte die Familie Krips nach Deutschland zurück und kam am 21. August 1947 in Berlin an. Sonja und ihre Bruder Peter Mühlberger, der 1945 in Shanghai geboren wurde, fanden als jüngste Rückkehrer viel Aufmerksamkeit. Längst ist Berlin für Sonja Mühlberger zu ihrer eigentlichen Heimat geworden. Aber ihre besondere Verbundenheit mit ihrer "ersten Heimatstadt" hat sie mit ihrem kleinen Buch eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht.

Martin Schönfeld

Sonja Mühlberger: Geboren in Shanghai als Kind von Emigranten. Leben und Überleben im Ghetto von Hongkew (1939-1947). 14 Abbildungen, 62 Seiten. Jüdische Miniaturen 58. Teetz/Berlin Hentrich&Hentrich 2006. Preis 5,90 Euro.

Foto Martin Schönfeld



Familie Krips im Riverside Park in Shanghai 1946

Repro aus dem besprochenen Band.



Sonja Mühlberger im April 2006.

...immer etwas abseits

Die Jugenderinnerungen des jüdischen Berliners Werner T. Angress

1920 wurde Werner Angress in Berlin geboren. Auch seine Eltern waren Berliner. Wie fast alle jüdischen Berliner waren ihre Familien aber von außerhalb zugewandert, die väterliche vielleicht aus Danzig oder aber vom Niederrhein, die mütterliche aus Schlesien. In beiden Familien gab es Personen, die über die Konfessionsgrenzen hinweg geheiratet hatten, Urgroßmütter, die bei der Heirat zum Judentum übertreten waren oder auch Geschwister, die wiederum Christen geheiratet und zum Christentum übertreten waren. Die Geschichte des Großvaters mütterlicherseits, der vor der Heirat mit einer Jüdin aus einer frommen Familie formell zum Judentum übertrat, wenn er auch nicht viel Gebrauch davon machte, war ungewöhnlich. Beide Eltern waren noch in der Innenstadt geboren, aber da Vater Angress als Prokurist einer Privatbank beruflich erfolgreich und in seiner Familie der Wohlhabendste war, folgten sie dem "Zug nach dem Westen". Werner wurde in Schöneberg geboren, später zog die Familie ins Westend, danach nach Lichterfelde. Sieben-Zimmer-Wohnung; Dienstmädchen und Köchin waren der Lebenszuschnitt. Angress betont, dass seine Familie bürgerlich war, aber nicht dem Bildungsbürgertum angehörte, weil die Männer nicht länger als bis zum "Einjährigen" zur Schule gehen konnten, bevor sie einen Beruf ergreifen und Geld verdienen mussten. Die große Familie traf sich abwechselnd untereinander zur Feier des Sabbateingangs und zum Abendessen. Das war ebenso selbstverständlich wie die finanzielle Unterstützung der ärmeren Verwandten. Wenn auch ein "lebensuntüchtiger" Onkel Werners Mutter unendlich peinlich war, weil er an ihren Gesellschaftsabenden versuchte, den Gästen Schlipse zu verkaufen, so wurde er doch immer weiter eingeladen. Die Familie hielt trotz allem zusammen. Ganz selbstverständlich wird immer mal wieder von Verwandten berichtet, die für Wochen und Monate oder noch länger "bei uns" wohnten. Eine Cousine der Mutter wurde das Kindermädchen der Familie – nach Werner kamen zwei weitere Söhne, Fritz und Hans. Diese "Didi" erwarb sich die Liebe ihres Schützlings, der den hart arbeitenden Vater kaum zu sehen bekam und zur Mutter ein distanzierendes Verhältnis hatte. Diese, eine schöne Frau, kümmerte sich nach Werners Erinnerung wenig um ihn und wenn, dann um sein Aussehen und seine Kleidung. Viele der Verwandten hat der junge Werner sehr kritisch gesehen, schon damals muss er das auch gesagt haben, denn er bekam häufig zu hören, er sei "kein Familienmensch". Obwohl "Stammhalter", der älteste Sohn, nahm er diese Rolle offensichtlich schon als Kind nicht an und war in seiner Familie isoliert. So dann auch – von noch unbeschwereten Grundschuljahren abgesehen – in der Schule. Das war ein Gymnasium in Lichterfelde, und so national gesinnt und stockdeutsch auch die Angress waren (einmal, wohl 1919, hatte der Vater die DDP gewählt, später die DVP, am Ende, in der Hoffnung, dass sie Hitler verhindern würde, auch die DNVP), im national verbockten Milieu Lichterfeldes genügte es, dass Werner Angress "mosaischer" Konfession war, um ihn den Angriffen vieler, wenn auch durchaus nicht aller Mitschüler und Lehrer auszusetzen, und das schon 1932. So änderte sich für ihn zunächst 1933 nicht allzu viel. In der Familie konnte er eine langsame "Wandlung von einer deutschpatriotischen zu einer betont jüdischen Einstellung" beobachten. Werner wanderte in dieser Zeit

innerlich aus, d.h. er war seit 1933 Mitglied im deutsch-jüdischen Jugendbund "Schwarzes Fähnlein" geworden. Diese Gruppe hat ihn vor allem anderen geprägt und die Heimabende und Fahrten und anderen Treffen waren sein Lebensinhalt, Schule und Familie nebensächlich. Aber auch hier war er ein wenig anders als die anderen. Das blieb sein Lebensthema und sein wegen anfänglichen Ungeschicks in der Jugendgruppe erworbener Spitzname "Töpper."

Ebenso prägend war für ihn dann die Zeit auf dem Auswandererlehrgut Groß Breesen. Ein charismatischer Leiter, Professor Curt Bondy (1933 von der Universität Göttingen entlassen) fügte aus den aus allen Teilen Deutschlands zu einer – wie Werner Angress feststellt "hoffnungslos veralteten" landwirtschaftlichen Ausbildung gekommenen jüdischen Jugendlichen eine Lebensgemeinschaft, die bis heute gehalten hat. Sie



hielten nicht nur die ungewohnte Arbeit und das Fehlen jeglichen Komforts aus, sie fügten sich auch dem strikten Verbot, sexuelle Beziehungen aufzunehmen (ein Skandal hätte das ganze Unternehmen Auswandererlehrgut gefährdet). Da seine Erinnerungen daran so deutlich sind, muss Werner Angress schon als Jugendlicher wahrgenommen haben, dass er hier ins alte Ostelbien versetzt war, neben den Jugendlichen des Lehrguts lebten die Landarbeiter/innen in Groß Breesen wie eh und ja, bekamen kaum Geld, den größten Teil ihres Lohnes als "Deputat" und hatten im Gegensatz zu den jungen Leuten im "Schloss" weder ein WC noch fließendes Wasser. Werner Angress findet es daher wenig verwunderlich, dass viele von ihnen den 9. November 1938 zum Anlass nahmen, im Schloss alles kurz und klein zu schlagen. Die scharfe Beobachtungsgabe des jungen Werner Angress macht seine Erinnerungen an Berlin und an Groß Breesen außerordentlich interessant und ich habe diesen Teil des Buches mit dem größten Genuss gelesen. 1937 war es für ihn dann, von Episoden abgesehen, mit dem "etwas abseits" stehen und Beobachten vorbei. Er wurde mitgerissen, er konnte sich nicht mehr distanzieren. Die Familie wollte nun auswandern, der Vater hatte beschlossen, sich nicht an die Devisenbestimmungen oder die Vorschriften betr. "Reichsfluchtsteuer" zu halten, sondern so viel von seinem Vermögen zu retten, wie er heimlich ins Ausland schaffen konnte. Die beiden jüngeren Söhne und die Mutter fuhren, ganz legal, mit den erlaubten 10 Mark als "Touristen" nach London. Auf abenteuerliche Weise – selbstverständlich ging kaum etwas nach Plan – gelangten Vater und Sohn und ein großer Teil des Vermögens dann nach London. Die Weiterwanderung misslang, die Familie konnte nicht, wie geplant, nach Übersee. Wenn der Vater auch bereit gewesen war, gegen die Gesetze Nazi-Deutschlands zu verstoßen, so doch nicht, Konsularbeamte zu bestechen, um ein Einreisevisum in ein südamerikanisches Land zu erhalten. Er wurde schließlich Partner von Moritz Rosenthal, einem Berliner Wäschefabrikanten, der ein Geschäft in Amsterdam besaß und allen Angress herzlich unsympathisch war. In Amsterdam arbeitete Werner wie sein Bruder und Vater zeitweise in diesem Geschäft, ansonsten wartete er auf seine Kameraden aus Groß Breesen, die nach wie vor den Plan hatten, zusammen im Ausland eine landwirtschaftliche Siedlung aufzubauen. Als sie dann nach dem 9. November 1938 verhaftet und ins KZ Buchenwald gebracht worden waren, bemühte er sich um ihre Freilassung und vorläufige Unterbringung in einem landwirtschaftlichen Ausbildungslager in den Niederlanden. Anfang Januar 1939 waren alle eingetroffen und in der Zwischenzeit auch die Weiterwanderung der meisten gesichert, ein Teil konnte nach Australien einwandern, andere in die USA, wo ein Landgut für sie von Hilfsorganisationen erworben worden war. Diejenigen, die in den Niederlanden bleiben mussten, wurden später deportiert und ermordet. Werner Angress erhielt durch die Hilfsorganisation "Joint", aber auch durch einen amerikanischen Vetter des Vaters, der für ihn bürgte (Affidavit) noch die Einwanderungserlaubnis, trennte sich mit 19 Jahren von seiner Familie und reiste im Herbst 1939 in die USA.

Sein Leben dort, vor allem auf einer – nicht allzu gut geführten – Farm in Virginia zusammen mit einigen der Groß Breesener war wie Groß Breesen selbst, Leben "auf einer Insel", vom Land, sogar von der Landessprache, bekamen die "Refugees" nicht allzu viel mit. Was Werner Angress aber merkte und mit Erstaunen registrierte und heute mit Abscheu erzählt: die Diskriminierung der Schwarzen. William B. Thalheimer, der Mann, der für die Groß Breesener die Farm



Werner Angress am Tag nach der Auswanderung, Amsterdam 31.10.1937.
Repro aus dem besprochenen Band.



Werner Angress im März 1945 in Paris.
Repro aus dem besprochenen Band.

(die nur Verlust machte) gekauft hatte, der jüdische Wohltäter, sagte ihnen bei einem Besuch in aller Freundschaft, sie dürften zwar auf ihren Fahrten in die Stadt einen trampenden "negrah" mitnehmen, aber er dürfe nicht bei ihnen oder beim Fahrer sitzen. Und man rede sie mit dem Vornamen an oder mit "Uncle", einen Neger mit "Mr." anzureden, sei unmöglich.

Dieser William Thalheimer schickte dann, was sein gutes Recht war, im Laufe der Zeit auch nicht aus Groß Breesen kommende Jugendliche auf die Farm. Es ergaben sich Konflikte, die am Ende dazu führten, dass Werner Angress wie auch alle anderen den Plan, gemeinsam eine landwirtschaftliche Siedlung zu betreiben, aufgaben. Er meldete sich freiwillig zur Armee, für einen einjährigen Militärdienst, von dem er sich versprach, dass er dabei endlich gut Englisch lernen und seine Einbürgerung beschleunigen könnte. Beides traf zu. Nur nicht das mit dem einjährigen Dienst. Einberufen wurde er zum 7. Mai 1941. Mit der kurz nach dem Überfall auf Pearl Harbour erfolgten Kriegserklärung des Deutschen Reiches gegen die Vereinigten Staaten am 11.12.1941 war nun für Werner Angress jeder Kontakt mit seiner in Europa verbliebenen Familie unmöglich. Später erfuhr er, dass seine Mutter und seine Brüder untergetaucht überlebt hatten. Sein Vater war von den

deutschen Besatzern verhaftet und wegen Devisenvergehen verurteilt worden. Aus dem Strafvollzug im Zuchthaus Brandenburg wurde er wie alle "Volljuden" in Strafanstalten des Dritten Reiches deportiert und kam im Januar 1943 in Auschwitz um. Werner Angress blieb die ständige Sorge um die Angehörigen, aber er musste sich nun dem Leben in der Armee, einem Leben ohne Privatsphäre anpassen und lernte, dass der (deutsche) Spruch: "Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens" auch in den USA galt. Mit Erstaunen habe ich in diesen Erinnerungen erfahren, wie wenig die USA auf den Krieg vorbereitet war, wie langsam diese gewaltige Maschinerie anlief (zunächst gab es nur Gerät, das noch aus dem Ersten Weltkrieg stammte). Werner Angress wurde nicht schlecht behandelt, aber doch ziemlich herumgeschubst, am Ende landete er aber doch bei den "Richie-Boys", also er wurde sinnvoll eingesetzt und als Spezialist für die Verhöre von Gefangenen ausgebildet und nach Europa geschickt. Eine sehr eindringliche Schilderung der Invasion in der Normandie (sie verlief, zumindest bei den Fallschirmspringern aus Werner Angress' Gruppe "Snafu" = Situation normal, all fucked up) und des Winterkriegs um Nijmegen und in den Ardennen, bei denen er nur durch viele Glücksfälle am Leben blieb, schließt sich an. Am Ende des Krieges und seiner Jugend stand auf der einen Seite das Erlebnis der Befreiung des Außenlagers Wöbbelin in Mecklenburg, in dem die Befreier vor allem Leichen und einige wenige Überlebende in fürchterlichem Zustand vorfanden; auf der anderen eine Reise nach Amsterdam, auf der er seine Mutter und seine Brüder wiedersah.

Sich immer wieder aufmachen und von vorn anfangen, das haben im vorigen Jahrhundert Millionen lernen müssen. Aber dabei Distanz zu wahren, dem neuen Leben, dem neuen Land sich nicht bedingungslos zu verschreiben, das war schwieriger. Werner Angress hat es gekonnt. Von der jüdischen Bourgeoisie seiner Herkunftsfamilie (erst in Amsterdam lernte er orthodoxe Juden und solche aus Osteuropa kennen), von der schwarz-weiß-roten, undemokratischen Atmosphäre seines Lichterfelder Schul- und Wohn-Umfelds, vom Gruppendruck in der Jugendbewegung,

schließlich von dem der Armee hat er Abstand gewonnen, ohne eine dieser Lebenswelten total zu verwerfen und zu verdammen. So viele haben, und man kann es ja nur zu gut verstehen, ihre Vergangenheit verleugnet. Eine immer wiederkehrende Schlagzeile des New Yorker "Aufbau" lautete: "We're not refugees, we're Americans!" Werner Angress hat nichts verleugnet. Mit einem seltenen Mut berichtet er von seinen jugendlichen Phantasien, von Adel zu sein ("schließlich hätte Werner von Angreß nicht schlecht geklungen") oder von seiner Angst, von den Eltern auf eine "Judenschule" geschickt zu werden, weswegen er ihnen die antisemitischen Anfeindungen seiner Schulzeit verschwiegen. Heute fragt er sich "Was hatte ich gegen eine jüdische Schule" und antwortet mit seltener Ehrlichkeit, dass er Angst vor "Ghetto-Mentalität" hatte. Wer hätte von sich behalten, dass beim Anblick des Fackelzugs am "Tag von Potsdam" (21.3.1933) sein "patriotisches Herz" höher schlug, auch beim Vorbeimarsch der SA, und dass der Abend für ihn erst "gelaufen" war, als "Schmeißt se raus, die ganze Judenbande" angestimmt wurde. Viele solche widersprüchlichen Gedanken und Gefühle hat Werner Angress bewahrt, also nicht, wie wir es meistens tun, verdrängt und er hat sie auch noch aufgeschrieben und drucken lassen. Sie machen seine Jugenderinnerungen zu einem außergewöhnlichen Erinnerungsbuch, dem nur eins fehlt: ein Index.



Werner Angress Anfang Mai 1945 in Ludwigslust. Repro aus dem besprochenen Band.

Christiane Hoss

Werner T. Angress: ... immer etwas abseits, Jugenderinnerungen eines jüdischen Berliners 1920-1945, Edition Hentrich Berlin 2005, 335 Seiten. Preis: 24,00 Euro.

Sonja Mühlberger und
Werner T. Angress
am 29.9.2005

Foto Friederike Hauffe



Eine Gedenktafel für Agnes Wendland

Erst spät wandte sich die Forschung den Helfern der Verfolgten zu. Eine besondere Bedeutung bei der Aufarbeitung dieses so alltäglich gelebten, unorganisierten und individuell durchgeführten Widerstandes gegen den Nationalsozialismus spielten die Zeitzeugenberichte der Geretteten. Sie verdeutlichten nicht nur, in welcher schier ausweglosen Situation die Untergetauchten sich befanden, sondern auch, welches persönliche Risiko ihre Helfer übernahmen. Diese Berichte waren in jüngerer Zeit auch ein Impuls dafür, diese besondere Form des Widerstands durch Gedenktafeln in der Öffentlichkeit kenntlich zu machen.

Einen solchen Anstoß gaben auch die Erinnerungen von Ralph Neumann an seine "Jugendjahre in Deutschland 1926-1946", die 2005 in der Reihe "Beiträge zum Widerstand 1933-1945" von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand herausgegeben wurden (50 Seiten) und kostenlos in der Gedenkstätte in der Stauffenbergstraße erhältlich sind.

Ralph Neumanns Erinnerungen sind berührend, erschütternd und packend zugleich und können jedem zur Lektüre empfohlen werden. Denn sie verdeutlichen den fast unerträglichen Widerspruch des Lebens im Untergrund während des Nationalsozialismus: Einerseits ein sicheres Versteck zu finden, andererseits nicht zu lange an einem Ort bleiben zu können. Selbst als Ralph und Rita Neumann sich Ende März 1945 zu Pastor Harald Poelchau flüchteten und dort einige Zeit verblieben, wurden schon wieder die Nachbarn misstrauisch und damit war es Zeit, ein neues Versteck zu finden.

Ralph Neumanns Erinnerungen betonen die besonders gefährliche Situation junger Männer im Untergrund, weil sie sich durch ihr Alter stets des Verdachts des Kriegsdienstentzugs aussetzten. Häufig gingen Militärpatrouillen durch die Berliner öffentlichen Verkehrsmittel, die nach wehrfähigen Männern ohne Uniform suchten und für Ralph Neumann das stete Risiko einer Kontrolle und einer Verhaftung in sich bargen. Eine solche Situation wurde ihm schließlich im Februar 1945 zum Verhängnis.

Als im Oktober 1943 für Ralph Neumann wieder einmal die Hoffnung auf einen sicheren Aufenthaltsort schwand und ihm wieder einmal drohte, wochenlang in der S-Bahn und in die Nächte auf Bahnhofstoiletten verbringen zu müssen, vermittelte ihm seine Schwester Rita die rettende Hilfe:

Rita "stellte mich den Wendlands vor. Sie hießen mich mit offenen Armen willkommen. Hier waren mutige, wundervolle Leute bereit, ihr Leben zu riskieren, um meins zu retten."

Von Oktober 1943 bis Februar 1945 fand Ralph Neumann bei Agnes Wendland (1891-1946) und ihrem Mann Walter Wendland (1879-1952) eine rettende Unterkunft:

"Frau Pfarrer Wendland war die Schlüsselfigur der Familie und übernahm allein die Verantwortung für alle Angelegenheiten. Obwohl sie ihren Sohn verloren hatte, bewahrte sie eine bewundernswerte Heiterkeit und Lebensfreude. Sie hatte die Gabe, über den unwichtigen Alltagsproblemen zu stehen, und widmete sich dem, was gut und richtig war. Wenn sie mit Schwierigkeiten oder Gefahren konfrontiert wurde, konnte sie mit klugem Verstand eine plausible Erklärung oder einen Ausweg finden und wandte so jede mögliche Krise ab. Immer gut aufgelegt, war sie liebevoll, fürsorglich und selbstlos. In vieler Hinsicht war sie wie eine Mutter zu mir, und die Erinnerung an sie ist mir teuer."

Als Dorothea Simon-Zeiske und Christian Zeiske, die in der Evangelischen Kirchengemeinde Berlin Prenzlauer Berg Nord und dort an der Gethsemanekirche als Pastoren tätig sind, von dem Mut und der Courage ihrer früheren Vorgänger hörten, starteten sie die Initiative für eine Gedenktafel. Dabei wurden sie von der Gedenktafelkommission des Bezirkes Pankow unterstützt, und der Bezirk trug auch anteilig zur Finanzierung der Gedenktafel bei.

So konnte am 31. August 2006, dem 60. Todestag von Agnes Wendland, die Gedenktafel in Anwesenheit von Ralph Neumann am Haus Gethsemanestraße 9 angebracht werden, wo die Wendlands wohnten und Ralph Neumann sein Versteck auf Zeit fand.



31. August 2006:
Ralph Neumann spricht zur Enthüllung der Gedenktafel für Agnes Wendland
Foto Martin Schönfeld



Agnes Wendland (links) versorgt eine Frau aus der Gemeinde



Gedenkstätte
Deutscher Widerstand

Beiträge
zum Widerstand
1933 - 1946



Ralph Neumann: Erinnerungen an meine Jugendjahre in Deutschland 1926 - 1946



Gedenktafel für Agnes Wendland
am Haus Gethsemanestraße 9
Foto Martin Schönfeld

links: Die Erinnerungen von Ralph Neumann, 2005¹⁷ herausgegeben von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Zur Erinnerung an Rita Meyhöfer

Dr. Rita Meyhöfer ist am 15. Juni 2006 im Alter von nur 47 Jahren an Krebs gestorben. Mit ihr hat die politische Wissenschaft eine Forscherin verloren, die abseits vom Licht der Öffentlichkeit entscheidende Beiträge zur Aufarbeitung der jüngeren deutschen Geschichte und insbesondere zur Verfolgung der jüdischen Bevölkerung geleistet hat.

Aufgewachsen in einer Handwerkerfamilie in der Lüneburger Heide nahe dem KZ Bergen-Belsen fand sie den Weg nach Berlin zum Studium der Politischen Wissenschaften am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität (FU).

Während ihrer Studentenzeit in den achtziger und neunziger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts nahm sie aktiv an den damaligen politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen teil, insbesondere an den Konflikten um die Berliner Wohnungspolitik 1980/81. Sie wurde Hausbesetzerin in Kreuzberg. Gleichzeitig engagierte sie sich als ÖTV-Gewerkschafterin im Personalrat der studentischen Beschäftigten der FU. Sie durchlebte hierbei verschiedene Seiten des gesellschaftlichen Lebens: Von harten außerparlamentarischen Auseinandersetzungen auf der Straße mit allen Konsequenzen bis hin zur beharrlichen Kleinarbeit in verschiedenen Gremien.

Ihre reichhaltigen politischen Erfahrungen fanden ihren Niederschlag in akribischer Forschungsarbeit und publizistischer Tätigkeit in dem Bereich, der fortan den Mittelpunkt ihres beruflichen Lebens darstellen sollte: Die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung durch die NS-Herrschaft.

Im Sommer 1989 begann sie ihre Arbeit am Projekt "Gedenkbuch für die verfolgte jüdische Bevölkerung Berlins", das vom Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung (ZI 6) der FU mit finanzieller Unterstützung des Berliner Senats ins Leben gerufen wurde.

Das Ziel der Arbeit umschrieb Rita Meyhöfer in einem Vortrag im Juli 1993 als reines Dokumentationsprojekt, um die Namen und Kurzbiographien derjenigen Menschen zu rekonstruieren, die in den Jahren der NS-Herrschaft als Juden verfolgt wurden, also nicht nur derjenigen, die ums Leben gekommen sind, sondern auch derjenigen, die beruflich, geschäftsmäßig, in ihrer Ausbildung etc. geschädigt und zur Flucht aus Deutschland getrieben worden sind, sowie derjenigen, die die KZ's und Vernichtungslager oder in der Illegalität überlebten.

Sechs Jahre lang arbeitete sie sich mit ihren Kollegen durch Archive in Berlin und in aller Welt, reiste umher, um Daten zu erheben und Zeitzeugen zu befragen mit dem Ziel, die Schicksale der verfolgten Menschen nachzuvollziehen. Im Jahr 2000 erschien das Gedenkbuch und wurde anlässlich der feierlichen Einweihung der Räume des "Centrum Judaicum – Stiftung Neue Synagoge Berlin" an den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde übergeben.

In einem Vorwort schrieb der frühere Senator für kulturelle Angelegenheiten Ulrich Roloff-Momin: "Das Berliner Gedenkbuch für die jüdischen Bürgerinnen und Bürger der Hauptstadt ist eine besonders wichtige unter den vielen Bemühungen, den Verfolgten, Vertriebenen, Deportierten, Ermordeten in der Erinnerung einen Ort zurückzugeben. Wenigstens dies kann und muß das Volk der Täter tun, das vor einem halben Jahrhundert Millionen jüdischer Menschen nicht mehr als ein ‚Grab in den Lüften‘ (Paul Celan) gönnen wollte".

Dr. Rita Meyhöfer hat mit ihrer Arbeit die Grundlagen für dieses Werk geschaffen.

Von Anfang an war es das Ziel der mit dem Projekt beschäftigten Wissenschaftler, über das Erstellen der Dokumentation hinauszugehen und weitergehende Forschungsinteressen zu verfolgen. So legte Rita Meyhöfer 1995 ihre Dissertation zum Thema vor "Gäste in Berlin? – Jüdisches Schülerleben in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus", erschienen im Verlag Dr. Kovac, Hamburg 1996. Sie handelt vom Schulalltag in der Weimarer Republik und beleuchtet den Rassismus als neues Mittel der Politik in der Übergangszeit zum Nationalsozialismus. Sodann wird die Geschichte von der jüdischen Selbsthilfe und Selbstbehauptung bis hin zum Ende der jüdischen Schülerschaft dokumentiert.



Rita Meyhöfer 14.7.1959 – 15.6.2006

Weiterhin verfolgte sie z.B. Forschungsansätze zur Arbeit und zu den beteiligten Personen des Reichskriminalhauptamtes. Auch hier entstanden bereits umfangreiche Datenbanken.

Schließlich beteiligte sie sich mit ihren großen Erfahrungen und Kenntnissen auch an der Erstellung und Pflege der Datenbanken zum Theresienstädter Gedenkbuch in der Tschechischen Republik.

Bei aller Forschungsarbeit zog sie sich nicht an den Arbeitstisch zurück. Als zeitweilige Dozentin an der Fachhochschule für Verwaltung des Landes Berlin vermittelte sie ihre Kenntnisse über die Zusammenhänge der jüngeren deutschen Geschichte in der Ausbildung angehender Polizeibeamter.

In den letzten Jahren bildeten schließlich die Führungen für Besuchergruppen der "Topographie des Terrors" einen wesentlichen Bestandteil ihrer Arbeit, bis die Folgen ihrer Erkrankung dies nicht mehr zuließen.

Ihr früher Tod beendete eine unspektakuläre, aber wichtige und wertvolle Forschungsarbeit. Es bleibt zu hoffen, dass die von ihr begonnenen Arbeiten aufgegriffen und weitergeführt werden.

Heinz Weiß

Zu Erinnerung an Claus-Dieter Sprink

(...)

Claus-Dieter Sprink war zutiefst von den Grundwerten einer demokratischen Gesellschaft überzeugt – und (...) er hätte sich ein wenig mehr Engagement der Demokraten und besonders der gewählten Vertreter aller Parteien in seinem Bezirk gewünscht.

(...)

Dass Claus-Dieter Sprink für seine Überzeugung mehrere Jahre im Gefängnis Cottbus verbrachte, erfuhr ich nicht von ihm. In seiner Bescheidenheit wollte er sich nach der Wende dessen nicht rühmen.

Seine Zukunft schien damals völlig verbaut, als er im September 1979 unter dem Verdacht "staatsfeindlicher Hetze" inhaftiert wurde. Vom Studium, das er an der Ingenieurhochschule Mittweida 1976 begonnen hatte, wurde er ausgeschlossen, exmatrikuliert. Das Studium war das große Ziel des Elektronikfacharbeiters im Elektro-Apparate-Werk (EAW) Treptow – "Friedrich-Ebert" – und im Funkwerk Köpenick gewesen.

Als er kurz vor Weihnachten 1981 aus der Haft entlassen wurde, kam er Anfang 1982 mit "Arbeitsplatzbindung", wie man das damals nannte, als Elektronikfacharbeiter ans Kabelwerk Oberspree.

(...)

Claus-Dieter Sprink engagiert sich in der Interessengemeinschaft Denkmalspflege in Berlin-Friedrichshagen, wird deren Leiter. Und vermutlich hat man schon damals über die Wiederaufstellung des Denkmals von Friedrich dem Großen an der Bölschestraße heftig diskutiert.

Nach dem Fall der Mauer wird ihm politische Genugtuung zuteil. Bereits im Februar 1990 spricht das Bezirksgericht Karl-Marx-Stadt seine strafrechtliche Rehabilitierung aus. Vom Senat der Ingenieurhochschule Mittweida wird ihm der Abschluss als Diplom-Ingenieur zuerkannt und er erhält eine entsprechende Stelle im Kabelwerk Oberspree.

In jenem aufregenden Winter finden wir Claus-Dieter Sprink am Runden Tisch der Evangelischen Kirche in seiner Rolle als Leiter der Interessengemeinschaft Denkmalspflege. Er engagiert sich im Vorstand des Bürgervereins Friedrichshagen, später wird er bis 1997 dessen Vorsitzender.

Ab September 1991 leitete er das Heimatmuseum Köpenick und baute es zu einem der schönsten Regionalmuseen aus, die wir in Berlin haben. Er wurde damals auch stellvertretender Leiter des Kulturamtes Köpenick.

In dieser Zeit lernte ich Claus-Dieter Sprink kennen und schätzen. Die völlige Neugestaltung der Gedenkstätte Köpenicker Blutwoche 1933 war mit Unterstützung des Bezirksamtes (...) und der Gedenkstätte Deutscher Widerstand vor allem sein Werk.

Sie ist als einer der wenigen noch authentischen Orte des Grauens nach 1933 in der Stadt heute aus der Berliner Gedenkkultur nicht wegzudenken.

Er war oft enttäuscht, dass die Gedenkstätte – wie alle Gedenkstätten in den östlichen Bezirken – nicht so angenommen wurden, wie wir das anfänglich erwartet hatten. Und die spätere Etablierung der Bundeszentrale der NPD schräg gegenüber der Gedenkstätte, die an die Verbrechen nach 1933 erinnert, hat ihn zutiefst entsetzt – aber deshalb das Engagement für eine differenzierte Geschichtsbetrachtung aufzugeben, wäre ihm nie in den Sinn gekommen.

Heinrich-Wilhelm Woermann

aus der Rede am 8.11.2006 zur Gedenkveranstaltung für Claus-Dieter Sprink

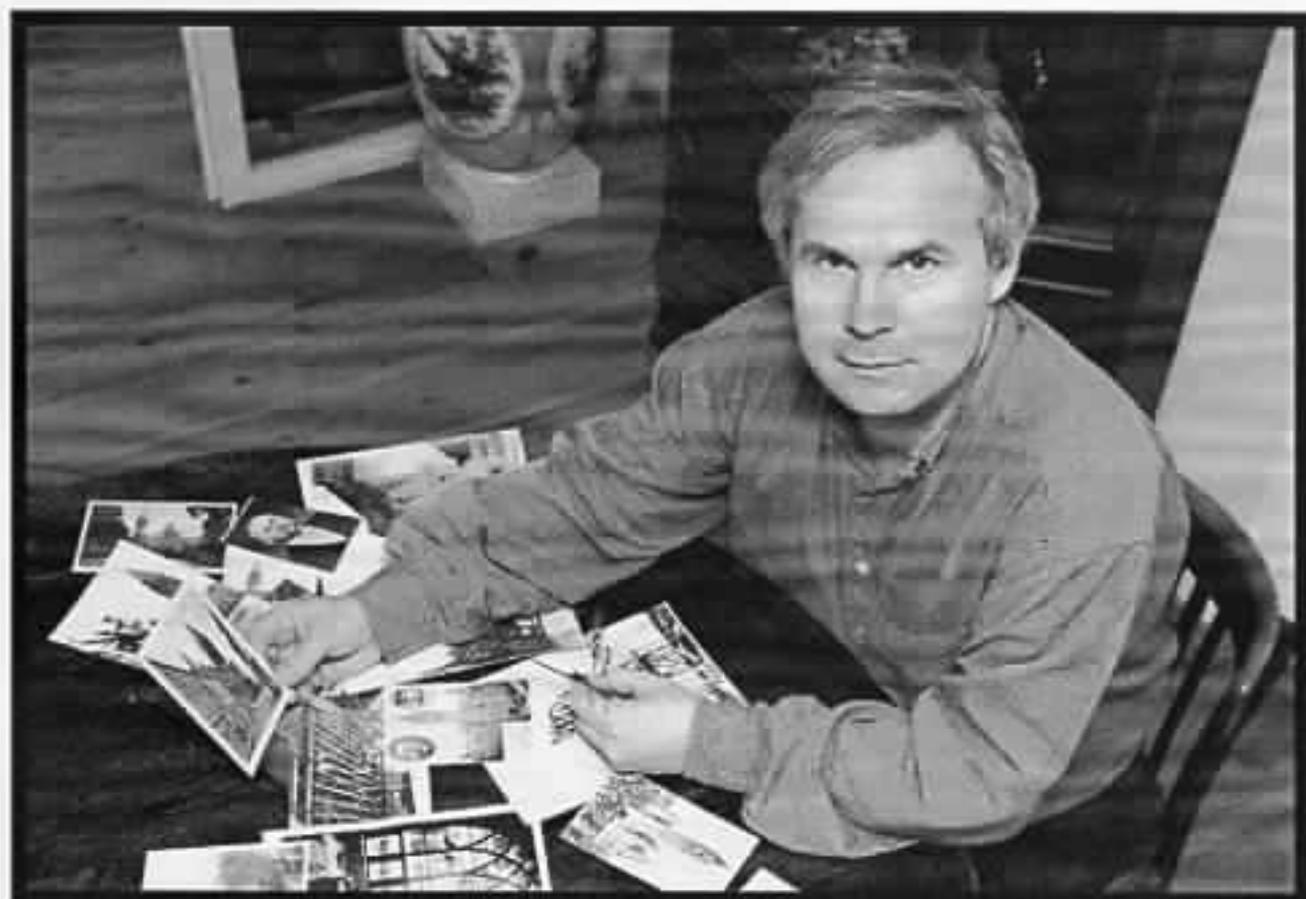


Foto Ralf Drescher

Claus-Dieter Sprink 27.11.1954 – 4.10.2006

(...)

Claus-Dieter Sprink kam 1992 zum Arbeitskreis Berliner Regionalmuseen – und ich glaube, alle die damals schon dabei waren, haben es als Segen empfunden, dass er sich bald aktiv in die Arbeit eingebracht hat und im Juni 1992 an der Seite von Birgit Jochens aus Charlottenburg das Sprecheramt übernahm. Ein Segen,

denn er hatte klare Positionen – sowohl zur NS-Diktatur als auch zur DDR

Ein Segen, denn er hatte Erfahrungen in dem einen System gemacht und er war neugierig auf Erfahrungen aus dem anderen.

Ein Segen, denn er war hilfsbereit, humorvoll, liebenswürdig und tolerant.

Ein Segen, denn er hat es verstanden zu vermitteln, Brücken zu bauen.

(...)

Wir haben lange Jahre zusammengearbeitet, haben große Projekte realisiert, haben viele – auch persönliche – Gespräche geführt. Besonders eng war die Zusammenarbeit während der Vorbereitung unserer Ausstellung "Zwangsarbeit in Berlin" und der 2003 erschienenen Publikation zu diesem Thema. In vielen Sitzungen haben wir diskutiert, oft kontrovers diskutiert.

(...)

Claus-Dieter hat uns gezeigt, wie wir trotz unterschiedlicher Vorstellungen, auch nach einem heftig geführten Streitgespräch, respektvoll und freundschaftlich miteinander umgehen können. Auch dafür sind wir ihm dankbar.

Andrea Theissen

aus der Rede am 8.11.2006 zur Gedenkveranstaltung für Claus-Dieter Sprink

Ein sachlicher Blick

Eine Ausstellung im Kreuzberg Museum würdigt Jürgen Henschel

Die "Wahrheit" hat für Jürgen Henschel einen doppelten Sinn: Sie war nicht nur von 1967 bis 1988 sein Arbeitgeber, jene Parteizeitung der "Sozialistischen Einheitspartei Westberlin" (SEW), die am 1.12.1989 ihr Erscheinen einstellte.

Die Wahrheit im Sinne von Direktheit und Unmittelbarkeit der Dokumentation war und ist für Jürgen Henschel ein fotografisches Selbstverständnis. Seine Bilder kennen keine Inszenierung. Sie sind nicht spektakulär oder sensationell, sondern aus der Mitte des Lebens ganz selbstverständlich herausgegriffen. Und so wirkt auch das bekannteste Foto von Jürgen Henschel erstaunlich nüchtern: Es zeigt den von einem Polizisten erschossenen Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 in der Krummen Straße nahe der Deutschen Oper.

Diesen sachlichen Blick von Jürgen Henschel präsentiert derzeit eine umfassende Ausstellung im Kreuzberg Museum. Sie schöpft aus einem Fundus von 20.000 Negativen, die Jürgen Henschel dem Kreuzberg Museum aus seinem Archiv übergab. Die Ausstellung konzentriert sich wesentlich auf Kreuzberger Motive und so steht die seit 1979 aktive Hausbesetzer-Instandbesetzer-Bewegung selbstverständlich im Mittelpunkt der Präsentation. Drastische Bilder zeigen beispielsweise, wie die besetzten Häuser von der Polizei geräumt wurden. Dokumentiert ist aber auch das alltägliche Kreuzberger Leben in seiner ganzen Schlichtheit, bevor die Kahl-schlagsanierung das Stadtbild in den 1970er Jahren radikal umkrempelte und die Stadtsanie-rung in den 1980er Jahren das davon Zurückgebliebene sorgsam umpflegte. Dokumentiert sind auch politische Demonstrationen sowie die Kreuzberger Kunstszene der 1970er und 1980er Jahre. Manches davon, wenn etwa eine Demonstration auf dem Hermannplatz die Verstaatli-chung der Industrie und eine Anerkennung der DDR forderte, wirkt heute wie aus einer ganz fernen Zeit und fast wie eine dadaistische Aktion. Aber die Demonstranten nahmen damals ihre Forderungen selbstverständlich ernst.

Nur am Rande der Ausstellung kommt eine nicht weniger wichtige Facette des Werkes von Jürgen Henschel vor: Wie kein anderer hat er seit Ende der 1950er Jahre die öffentliche Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus in West-Berlin, wie sie sich in Gedenkveranstaltungen, Denkmälern, Gedenksteinen oder Gedenktafeln manifestierte, dokumentiert. Und auch bei vielen Aktionen des Vereins Aktives Museum war Jürgen Henschel immer mit dabei, so dass auch das Nachgraben des Aktiven Museums 1985 auf dem Gestapo-Gelände selbstverständlich in der Ausstellung des Kreuzberg Museums vertreten ist. Deshalb waren die Fotos von Jürgen Henschel lange Zeit auch immer ein fester Bestandteil des Mitgliederrundbriefs des Aktiven Museums.

Altersbedingt konzentrierte sich seine Arbeit in den letzten Jahren nun vorrangig auf sein Steglit-zer Umfeld. Umso mehr freuen wir uns, dass es der Ausstellung und dem zugehörigen Katalog-buch im Kreuzberg Museum gelingt, den historischen Stellenwert dieser beständigen Arbeit von Jürgen Henschel aufzuzeigen.

Die Ausstellung ist noch bis zum 4. Februar 2007 zu sehen, Mittwoch bis Sonntag 12-18 Uhr, Eintritt frei. Kreuzberg Museum, Adalbertstraße 95 a, 10999 Berlin, www.kreuzbergmuseum.de. U-Bahnhof Kottbusser Tor.

Martin Schönfeld



Jürgen Henschel

Vier Fotografien aus dem Werk von Jürgen Henschel:

oben: die Aktion Nachgraben des Aktiven Museums am 5. Mai 1985

mitte: eine provisorische Kennzeichnung des Gestapo-Geländes im März 1986

unten links: der erschossene Student Benno Ohnesorg am 2.6.1967

unten rechts: Verhaftung eines Hausbesetzers Fraenkelufer 30 am 17. Mai 1982



Repros nach Katalog



Der zweite Sonntag im September

Gedenken und Erinnern
an die Opfer des Faschismus
Zur Geschichte des OdF-Tages



Ausstellungsbroschüre Der zweite Sonntag im September

Die von Hans Coppi und Nicole Warmbold zusammengestellte Ausstellung über den Gedenktag für die Opfer des Faschismus am zweiten Sonntag im September liegt nun seit kurzem in inhaltlich erweiterter Fassung und mit einem Vorwort der Ausstellungsaufsteller auch als Broschüre vor. Wie schon in der Ausstellung beeindruckt auch die Broschüre mit ihren sorgsam ausgewählten Dokumenten und Abbildungen.

Dieser kleine 62-seitige Katalog ist zum Preis von 4 Euro zu beziehen bei:

Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes
– Bund der Antifaschisten (VVN-BdA)
Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin

Telefon: 030-29784174
Telefax: 030-29784179

e-mail: bundesbuero@vvn-bda.de

Ein Kalender für das Jahr 2007

Der Verein der Förderer und Freunde des ehemaligen Jüdischen Waisenhauses in Pankow stellt mit seinem Kalender für 2007 bekannte und weniger bekannte Künstlerinnen und Künstler vor, die wegen ihrer jüdischen Herkunft von der Verfolgung durch den Nationalsozialismus betroffen waren. Die meisten von ihnen überlebten im Exil. Dieser bildreiche und biografisch sehr informative Kalender ist im Pankower Buchhandel erhältlich oder unter:

www.juedisches-waisenhaus-pankow.de zu bestellen, Preis: 7 Euro und Versandkosten.
ISBN 3-9808577-2-7



Stefanie Endlich

Wege zur Erinnerung

Gedenkstätten und -orte für die Opfer des Nationalsozialismus in Berlin und Brandenburg

Rund sechzig Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft sind die Orte der historischen Ereignisse weitgehend erforscht und meist auch im Stadtbild kenntlich gemacht. Stefanie Endlich stellt in ihrem Buch "Wege zur Erinnerung" diese Gedenk- und Erinnerungsstätten an die nationalsozialistische Gewaltherrschaft in Berlin vor. Ergänzt wird es um die großen Gedenkstätten des Landes Brandenburg.

Die jetzt vorgelegte umfassende Dokumentation beschreibt die Entstehung der großen und kleinen Gedenkstätten und informiert über ihre Vermittlungsangebote. Darüber hinaus lenkt sie den Blick auf die vielen dezentralen Orte mit ihren im Lauf der Jahrzehnte entstandenen, oft präzisen, oft aber auch verschlüsselten Markierungen und historischen Informationen.

Die Einführung gibt zunächst einen Überblick über die Rolle Berlins im Nationalsozialismus. Der Hauptteil des Buches bietet Informationen über die Berliner Erinnerungsstätten, gegliedert nach den zwölf Bezirken, sowie über die wichtigsten Gedenkstätten in Brandenburg. Ein Register am Schluss des Bandes hilft bei der Suche nach Adressen, Personen und Themen.

Professor Dr. Stefanie Endlich (geb. 1948) ist Publizistin und Honorarprofessorin für Kunst im öffentlichen Raum an der Universität der Künste Berlin.

597 Seiten, 200 Abbildungen,
Metropol-Verlag Berlin 2006,
Preis: 29,90 Euro.



Foto Martin Schönfeld

Schlimmer als erwartet !

Der Bebelplatz auf dem Weg zur Spielwiese der Spektakel

Der Sommer 2006 stellt sicherlich einen vorläufigen Höhepunkt dar in der Kommerzialisierung des öffentlichen Raums und der Preisgabe historischer Orte und Plätze des Berliner Stadtzentrums gegenüber einer schleichenden Privatisierung. Dass die Aufstellung der affigen Buddy Bären auf dem Bebelplatz und um das Mahnmal zur Erinnerung an die Bücherverbrennung 1933 ein eklatanter Skandal war, haben wir bereits im Rundbrief 55 dargelegt. Doch nicht nur der bunte Firlefanz dieser lächerlichen Plastikbären trug zur fahrlässigen Preisgabe eines historischen Stadtraums bei, den das Land Berlin mit dem Mahnmal von Micha Ullman 1995 ausdrücklich als ein Denkmal deutscher Geschichte definiert hatte. Nein, es kam schlimmer als erwartet!

Gleichzeitig platzierte die Propaganda-Aktion "Deutschland – Land der Ideen" einen 12 Meter hohen symbolischen Bücherturm auf dem Bebelplatz innerhalb eines "Walk of Ideas", welcher der Weltöffentlichkeit den Erfindungsgeist der Deutschen, hier als Erfinder des Buchdrucks, monumental unter Beweis stellen sollte, finanziert durch den Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI), unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten und der Bundesregierung. Der Bücherturm kostete circa 300.000 Euro! Dessen Initiatoren dachten, dass ein solcher Bücherberg zwischen Humboldt-Universität und Kommode genau seinen rechten Platz gefunden habe, nahe der Staatsbibliothek. Dass der Bebelplatz der Ort der Bücherverbrennung war, hatten sie wohl längst vergessen. Mit den Namen Goethe, Luther, Fontane und Grass auf den Buchrücken implizierte der Bücherturm allerdings ein umfassendes Autodafé selbst von Autoren, die 1933 noch nicht einmal ihre SS-Mitgliedschaft vorhersehen konnten. Der Bücherturm erweckte eine fatale Assoziation. Dass auf dem Bebelplatz seit der Setzung des Mahnmals nicht einfach unbefangen ein Turm von Büchern mit irgendwelchen Namen auf den Rücken aufgebaut werden kann, kam weder den Initiatoren noch ihren Förderern in den öffentlichen Verwaltungen in den Sinn. Eine eindrucksvolle Demonstration historischer Amnesie!



Wer nun gedacht hätte, dass nach der öffentlichen Diskussion und der Kritik durch den letzten Berliner Kultursenator Thomas Flierl der Bebelplatz eine neue Achtung im Umgang erfahren hätte, der sieht sich bei weitem getäuscht. Kaum waren Buddy Bären und Bücherturm abgeräumt, da wurde der Platz bereits für eine Eislaufbahn präpariert. Nichts gegen das Eislaufen, aber gibt es dafür nicht geeignetere Orte im Berliner Stadtzentrum als ausgerechnet der Bebelplatz? Wer von den Linden aus auf den Platz und zu dem Mahnmal gelangen will, muss sich zwischen Würstchenbuden, Grill- und anderen Fressständen und der Eislaufbahn hindurchquetschen. Weshalb findet dieser Zirkus nicht auf den Weiten zwischen Rotem Rathaus und dem Fernsehturm statt? Viele geeignete Plätze ließen sich für diesen Trubel im Berliner Stadtzentrum aufreiben. Aber nein, es muss der Bebelplatz sein!

Der horror vacui totaler Kommerzialisierung kann offensichtlich die Leere des Platzes und die durch das Mahnmal geschaffene Verantwortung für diesen historischen Ort nicht ertragen.

Martin Schönfeld

Fotos Martin Schönfeld



Wir waren Nachbarn – 109 Biografien jüdischer Zeitzeugen

Sieben neue Alben in der Ausstellung im Rathaus Schöneberg

Zum dritten Mal eröffnet die Intervallausstellung *Wir waren Nachbarn* am 29. Januar 2007 im Rathaus Schöneberg, traditionell zum Jahrestag der Befreiung von Auschwitz. Sie etabliert sich in ihrer Kontinuität einer 20jährigen fortschreitenden Erinnerungsarbeit zunehmend als ein wichtiger Gedenkort im Bezirk.

Die Zeitzeugenausstellung gibt Einblicke in das Leben jüdischer Nachbarn in Schöneberg und Tempelhof, bevor es durch die nationalsozialistische Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik zerstört wurde. 1933 lebten 16.000 jüdische Bürger im Bayerischen Viertel in Berlin Schöneberg und 2322 in Tempelhof. Über 6000, die nicht fliehen konnten, wurden deportiert und ermordet. Für drei Monate werden manche dieser Lebensgeschichten wieder in unsere Nachbarschaft zurückgeholt. Wie in Familienalben mit Bildern, Dokumenten und Briefen sind sie nachzulesen und zu sehen. Sie erzählen Geschichten von ganz normalen Kinder- und Jugendträumen, von der ersten Liebe, von Schule und Beruf und von der langsamen Ausgrenzung; durch Behörden, berufliche Diskriminierung und der sich steigernden alltäglichen Abwendung bis Verachtung durch frühere Freunde und Nachbarn.

Sieben neue Lebensgeschichten aus Schöneberg und Tempelhof sind für die diesjährige Ausstellung zusätzlich zusammengetragen worden.

In dem Film "Geteilte Erinnerungen" sind jüdische und nichtjüdische Zeitzeugen zu hören. Das "Archiv der Erinnerungen", eine offene Sammlung von Erinnerungen, soll auch in diesem Jahr die Besucherinnen und Besucher einladen, Erzählungen oder selbst Erlebtes. Fotos oder Briefe hinzuzufügen.

Im Begleitprogramm zur Ausstellung liegt der Schwerpunkt diesmal auf Formen von Erinnerungsarbeit, dem Erfahrungswissen von Zeitzeugen und dem Dialog zwischen den Generationen. Die Termine werden in der aktuellen Tagespresse bekannt gegeben.

Am 28. Januar 2007, um 17.30 Uhr wird die Ausstellung gemeinsam u.a. mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Foyer des Rathauses eröffnet und eine Gedenkveranstaltung zum Tag der Befreiung von Auschwitz stattfinden.

Ausstellungsort:
Rathaus Schöneberg
Ausstellungshalle
John-F.-Kennedy-Platz,
10820 Berlin

Öffnungszeiten: 29. Januar bis 22. April 2007
Mo-Do von 10-18 Uhr
Samstag und Sonntag 10-17 Uhr

Eintritt frei

Veranstalter:
Kunstamt Tempelhof-
Schöneberg

Kontakt:
Tel. 7560-4703
oder -6964

www.hausamkleistpark-berlin.de

Unsere Abbildung zeigt einen Blick in die Ausstellung.

Foto
Gerhard Haug
Kunstamt Tempelhof-
Schöneberg





Die Ausstellung "Vor die Tür gesetzt" – im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder 1933-1945 im Berliner Abgeordnetenhaus, 8. Juni bis 8. Juli 2006.

Fotos Martin Schönfeld

